

zeitig das öffentliche Bewußtsein auf die große volkswirtschaftliche Bedeutung der ländlichen Frauenarbeit gelenkt wurde. Die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Bäuerinnen erhielten von hier aus einigen Auftrieb, was sich vor allem im Ausbau der Organisation der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine und des ländlich-hauswirtschaftlichen Ausbildungswesens sowie in ersten Schritten zur gesellschaftlichen Anerkennung des Berufs der Landfrau äußerte. Die im Zusammenhang mit der Professionalisierung und der sozialen Aufwertung propagierte Verpflichtung der Landfrauen zum als „Dienst am Vaterland“ verstandenen „Kampf um die Scholle“ führte aber auch in eine gedankliche Nähe zu nationalsozialistischen Anschauungen. Hinzu kam, daß „die Betonung familiärer Werte und die Glorifizierung eines bäuerlichen Lebensstils durch die Nationalsozialisten“ [S. 155] ohnehin den Vorstellungen vieler Landfrauen entsprachen. Wie in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen war also auch hier eine bereitwillige Basis für die NS-Herrschaft vorhanden, selbst wenn die Landfrauen mit der dann folgenden Gleichschaltung ihrer Vereine und Verbände nicht einverstanden waren, da sie damit ihre über lange Jahre hinweg erkämpfte eigenständige Berufs- und Interessenvertretung verloren. Zu offenem Protest kam es freilich nicht.

Doris Tillmann beschreibt die Veränderungen des Landfrauenlebens in komprimierter Form, und wer nach einem knappen populärwissenschaftlichen Abriss dieses Themas sucht, wird zu dem vorliegenden Buch greifen und sich an den vielen, zum Teil aus privaten Fotoalben stammenden Abbildungen und den im letzten Kapitel angefügten zeitgenössischen Küchenrezepten erfreuen können. Getrübt wird die Freude allerdings dadurch, daß das Buch ausgesprochen nachlässig lektoriert worden ist.

Nils Hansen

Gesucht - Gefunden

Suche

Kunstkalender Schleswig-Holstein

Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch

aller Jahrgänge. Angebote bitte an Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel. 04302/279.

TOP 17

Berichte

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein



I Jahrgang

448

2

50

Juli 1998

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 17

Seminar für Volkskunde
der Universität Kiel

Juv. 20473

Rege (An-)Teilnahme!

Für mich standen dieses und letztes Semester im Zeichen der Fachschaftsarbeit. Es begann damit, daß die Fachschaftsgruppe Volkskunde zu Anfang des Wintersemesters eine Party veranstalteten, auf der ich ein merkwürdiges Erlebnis hatte. Sie war gut besucht, und alle Anwesenden amüsierten sich bis in den späten Abend. Einer der Gäste, der dies alles auch genoß, fragte mich, ob ich bei der Organisation mitgewirkt hätte. Als ich bejahte, reagierte er mit der verständnislosen Frage, ob ich denn sonst keine Hobbys oder Freunde hätte.

Zwei Wochen später beschlossen 5.000 Studenten, daß die Universität zu streiken habe. Also ging die Arbeit los - und für die Aktiven war es Arbeit: Es wurden viele, starke Aktionen angeboten und auch wahrgenommen. Doch nach 14 Tagen fingen die ersten an zu nörgeln. Überraschenderweise nicht diejenigen, die dieser ganze Betrieb am meisten in Atem hielt: der AStA und die Fachschaften. Ihnen war die Enttäuschung anzusehen, daß der Streik im Sande verlief und nicht zu wirksameren und demonstrativeren Methoden gegriffen werden durfte. Auch unsere Fachschaft konnte mangels Unterstützung anderer Kommilitonen keine weiteren Streik-Aktionen stattfinden lassen, denn niemand außer uns sieht, daß die Zukunft der Bildung an deutschen Hochschulen alle Studierenden etwas angeht, oder ob alle Studenten mit den widrigen Studienbedingungen zufrieden sind. Oder ist es einfach Lethargie?

Die Antwort darauf sollte mir unsere nächste große Aktion geben ... Im Winter und Frühjahr planten wir das Studierenden-Treffen der DGV in Falkenstein. Hier war die Beteiligung schon während der Organisation so gering, daß wir kurz davor waren, das Handtuch zu schmeißen. Wir hatten in diesem Jahr eine wesentlich geringere Beteiligung als in den letzten Jahren. Als bitterer Nachgeschmack blieb mir, daß sich außer der Fachschaft und zwei bis drei Ausnahmen kein Kieler Student beteiligte. Trotzdem war unser Treffen ein Erfolg. Man lernt Kommilitonen aus ganz Deutschland kennen und erfährt etwas über die Studienbedingungen an anderen Instituten. (Wissen die Kieler Studenten z.B. schon, daß in Baden-Württemberg ab nächsten Semester eine Strafgebühr von 1.000 DM bei Übertretung der Regelstudienzeit um vier Semester eingeführt wird?) Außerdem hat man die Chance, ohne Lehraufsicht in Arbeitsgruppen konstruktiv zu arbeiten, ohne an die Unterrichtsformen an der Universität gebunden zu sein. Abgesehen davon hat man natürlich auch viel Spaß.

Mir scheint bei den meisten Studenten die Bereitschaft, sich für ihre Universität oder ihr Studienfach zu engagieren, gegen Null zu sinken. Sind daran vielleicht die schon jetzt schweren Bedingungen des Studiums schuld? Schließlich ist eine Doppelbelastung durch Arbeiten und Studieren heutzutage fast die Regel. Es bleibt wirklich nicht viel Zeit für weitere Aktivitäten. Aber trotz allem bin ich der Meinung, daß es sich lohnt, der Lethargie zu entweichen.

*Dörte Anton, Studentin der Volkskunde
an der Kieler Universität*

Top ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliederschaft.

TOP informiert regelmäßig über: Volkskundliche Arbeitskreise, Archive, Aufsätze, Auktionen, Ausstellungen, Bücher, Doktorarbeiten, Examensarbeiten, Exkursionen, Feste, Filme, Forschungsergebnisse, Karikaturen, Kongresse, Magisterarbeiten, Museumskonzepte, Presseartikel, Radiosendungen, Sammler, Stellenangebote, Tagungen, Volkshochschulangebote, Vorankündigungen, Vorlesungsverzeichnisse, Vorträge, Witze, Zeitschriften.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Vibe Pungner, M.A., Hof Kroog 4, 24146 Kiel; Tel.: 0431-789192

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der

15. Oktober 1998

Titelbild: Segnen der Sabbatlichter, Budapest.

TOP 17/1998

Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Redaktion: Elisabeth Jacobs M.A., Stefanie Kemp M.A., Vibe Pungner M.A., Manuela Schütze M.A., Frauke Rehder M.A., Ulrike Stadler M.A., Renko Buß M.A., Jochen Storjohann

EDV-Layout: Vibe Pungner M.A., Jochen Storjohann - EDITION BARKAU

Geschäftsstelle der GVSH: Jochen Storjohann

Barmisser Weg 3

24245 Großbarkau

Tel.: 04302-279; Fax: 04302-9439

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg

Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 00)

Editorial	3
Aufsätze	
<i>Ines Weißenberg</i> , Die Entdeckung der Küste	6
Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet	
<i>Nina Hennig</i> , „Maritime Volkskunde“. Tagung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. am 1. November 1997 in Kiel ...	23
Gesuchte Anschriften	29
Schriftenreihe der GVSH	29
Aus Forschung und Lehre	
Dissertationsvorhaben	30
Studierendentreffen in Falckenstein	35
Aus dem Seminar für Volkskunde	40
Streik der Volkskunde-Studierenden in Kiel	41
Museen und Ausstellungen	
<i>Katja Stender</i> , „Kinder soll'n sich hübsch vertragen, nicht wie Hund und Katz sich jagen“	44
<i>Marion Bejshowetz-Iserhoht</i> , Jüdische Frauen weltweit. Photographien von Joan Roth	49
<i>Petra Springer</i> , Projekt: Kinder- und Jugendmuseum	59
Buchbesprechungen	62
Gesucht - Gefunden	67
Notizen	68

Die Entdeckung der Küste

Ines Weißenberg

Einleitung

Heutzutage zählt der Strand mit zu den beliebtesten Erholungs- und Freizeitzielen - es läßt sich von einer regelrechten „Strandkultur“ sprechen - , und viele Leute können sich einen Urlaub ohne das Meer in der Nähe überhaupt nicht vorstellen. Hotels oder Pensionen mit Meerblick sind um einiges teurer als solche ohne, aber dennoch am ehesten ausgebucht. Die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit dagegen empfanden das Meer als eine ungeheure Bedrohung, und die Furcht vor ihm beherrschte den gesamten europäischen Bereich. Es galt als von Ungeheuern bevölkerte Vorhölle, die mit ihren Ausdünstungen der Menschheit Krankheit und Verderben brachte, wenn sie nicht ganze Landstriche überschwemmte und so weitere Todesopfer forderte. Die als äußerst ungesund geltende Küste wurde am besten gemieden.

Wie konnte es nun zu einem so radikalen Wandel in den Vorstellungen von der Küste und dem Meer kommen? Wie kam es zur Entdeckung der Küste?

Dieser Fragestellung wird im folgenden nachgegangen werden. Damit ist allerdings ein äußerst komplexer Themenbereich angeschnitten, so daß nur einige Punkte herausgegriffen werden können, um wichtige Entwicklungsstränge in groben Zügen darzustellen.

Zur Thematik der Naturaneignung, wozu die Frage nach der Entdeckung des Meeres und der Küsten gehört, gibt es eine Fülle an Literatur, die im Zuge der heutigen ökologischen Probleme und zunehmenden Naturzerstörung erwachsen ist.¹ Dabei wird historisch nach der Genese dieses „Raubbaus an der Natur“ gefragt, nach dem jeweiligen Naturverständnis einer Epoche und nach dem diachronen Wandel dieser Naturvorstellungen, um Entwicklungslinien aufzuzeigen. Die gegenwärtige Beschäftigung speziell mit dem Meer² erfolgte zuerst von seiten der französischen Forschung, und hier vor allem in der Mentalitätsforschung. Der Historiker Jean Delumeau behandelte 1978 im Rahmen seiner „Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts“³ in einem Kapitel die tiefgreifende Angst, die das Meer den Menschen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit einflößte. Zehn Jahre später erschien die Publikation von Alain Corbin, die sich ausschließlich dem Thema der Entdeckung der Küste widmete - allerdings in bezug auf das gesamte „Abendland“.⁴ Insofern

1 Als Beispiele seien hier angeführt: Rapp 1981; Groh/Groh 1991; Gloy 1995.

2 Johanna Rolshoven schreibt von in historischen Abständen auftretenden „Wellen von Interesse und Faszination“, die das Meer hervorrufe. Siehe Rolshoven 1993, S. 191.

3 Delumeau 1985, die frz. Originalausgabe erschien 1978.

4 Corbin 1994, die frz. Originalausgabe erschien 1988.

beinhaltet dieses Werk trotz seiner Fülle an Informationen viele Pauschalierungen. Hinzu kommt, daß Corbin in seiner Verfolgung vor allem der geistesgeschichtlichen Entwicklung immer wieder einen Entwicklungsstrang mit der Darstellung eines nächsten unterbricht, um den ersten Strang erst viel später wieder aufzugreifen. Dies ist gerade in Anbetracht des großen „Rundumschlags“, den Corbin vornimmt, doch sehr verwirrend. In den letzten Jahren hat es nun erste Ansätze gegeben, für den niederländischen und norddeutschen Küstenraum zu differenzierteren Ergebnissen zu gelangen. Diese von Otto S. Knottnerus und Manfred Jakobowski-Tiessen⁵ vorgenommenen Untersuchungen in kleineren geographischen Räumen berücksichtigen sehr viel stärker das jeweilige gesellschaftliche Umfeld und betonen auch den Umgang mit dem Meer im Alltag der Küstenbewohner. Dabei zeigt sich, daß bereits in relativ kleinräumlichen Verhältnissen große, durch den jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund bedingte Unterschiede in den Vorstellungen vom Meer und im Umgang mit ihm herrschen können.

Ausgehend von dieser Literaturlage soll hier in einem ersten Teil die mittelalterliche und frühneuzeitliche Angst vor dem Meer behandelt werden, die ihre Grundlage im Bibeltext und dessen damaliger Auslegung hatte. Nach Darstellung der kollektiven Ängste sollen auch die konkreten Ängste der Küstenbewohner anhand von Beispielen aus dem niederländischen und deutschen Raum zur Sprache kommen. Im zweiten Teil wird der Frage nachgegangen werden, wie es zum allmählichen Schwinden der negativ besetzten Vorstellungen vom Meer kam. Dabei wird vor allem auf die Rolle der entstehenden Naturwissenschaften und die sich ändernden religiösen Vorstellungen eingegangen werden. Am Beispiel der Niederlande, wo es innerhalb Europas am frühesten zu einem Wandel der Vorstellungen vom Meer gekommen ist, wird auch verdeutlicht werden, welche Rolle die jeweiligen gesellschaftlichen Hintergründe und geographischen Verhältnisse für diesen Wandel gespielt haben. Im letzten Teil wird es um den sich langsam herausbildenden Küstentourismus gehen, für den zum einen die Wiederentdeckung des Wassers als Heilmittel eine Rolle gespielt hat, zum anderen aber auch um die Romantik, die den ästhetischen Empfindungen angesichts des Meeres zu einem enormen Aufschwung verholfen hat.

I. Die Angst vor dem Meer

1. Kollektive Ängste

Im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa waren die populären Vorstellungen vom Meer nachhaltig durch den Bibeltext bestimmt. Im Alten Testament ist das Meer Sinnbild der gottfeindlichen, die Schöpfung und ihre Ordnung bedrohenden Macht,

5 Jakobowski-Tiessen 1992 u. 1997; Knottnerus 1997.

und der Schöpfungsvorgang kann als Kampf gegen das „Urmeer“ angesehen werden. In den Anfängen der Schöpfung erscheint das Meer als Wassermasse ohne Orientierungspunkt, als Ort unergründlicher Geheimnisse - die „große Tiefe“, über welcher der Geist Gottes schwebte. Am zweiten Tag der Schöpfung „machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste“ (1. Mose 1,7). Am dritten Tag hieß er das Wasser, sich unter dem Himmel an besondere Orte zu sammeln, daß man das Trockene sehe, und „nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer“ (1. Mose 1, 9.10). Dies führte dazu, daß das Meer als Relikt jenes undifferenzierten Urstoffes, aus dem Gott die Erde erschuf, gedeutet wurde und damit gleichzeitig als unberechenbare Fortsetzung des vor der Schöpfung vorhandenen Chaos - vor allem auch, weil es außerhalb der geschlossenen Paradieslandschaft lag. In seiner Unbeständigkeit stellte es eine immerwährende Bedrohung dar: Die Möglichkeit, daß es die gesamte Erde wieder verschlang und damit das Chaos zurückbrachte, schien jederzeit gegeben.⁶

Hinzu kam, daß man das Meer von furchterregenden Meeresungeheuern bevölkert sah. Unzählige Geschichten und Reiseberichte erzählen seit der Antike von solchen grausamen Bestien, die, verborgen in den finsternen Tiefen des Meeres, nur darauf warten, Schiffe samt ihren Mannschaften in den dunklen Abgrund zu ziehen, sie im ganzen zu verschlucken oder sie zu umschlingen und zu zerdrücken. In seiner 1555 in Rom erschienenen „Historia de gentibus septentrionalibus“ bezeugt beispielsweise der schwedische Bischof Olaus Magnus die vermeintliche Existenz riesiger Seeungeheuer, die von den Seeleuten für Inseln gehalten und angelaufen wurden. Kaum waren sie gelandet, tauchten die Ungeheuer unter und rissen Menschen und Schiffe mit sich.⁷ Die Ungeheuer machte man auch - teilweise noch bis in das 18. Jahrhundert hinein - für die Gezeiten verantwortlich: Sie würden das Wasser einsaugen und nach sechs Stunden wieder ausspeien.⁸ Darstellungen von Meeresungeheuern wurden in zoologischen, historischen und kosmographischen Werken aufgenommen, fanden aber vor allem Verbreitung durch Kirchenmalereien und Altarbilder, die der Masse der unteren, nicht lesefähigen Bevölkerungsschichten biblische Inhalte vermitteln sollten und so nachhaltig deren Vorstellungen vom Meer prägten.⁹ Die wichtigste Grundlage für den Glauben an Meeresungeheuer war also ebenfalls die Bibel, wo beispielsweise im Buch Hiob 40, 25 bis 41,26 und im Psalm 74, 13.14 mit der Figur des Drachen Leviathan¹⁰

6 Zu den biblisch beeinflussten Vorstellungen vom Meer siehe vor allem Corbin 1994, S. 13 ff., aber auch Delumeau 1985, S. 56 f.

7 Siehe Delumeau 1985, S. 61.

8 Siehe Jakubowski-Tiessen 1992, S. 85; Jakubowski-Tiessen 1997, S. 131; Knottnerus 1997, S. 147.

9 Knottnerus 1997, S. 147 schreibt von Bildern, die zeigen, wie die Verdammten durch den Schlund eines Wals hindurch in die Hölle getrieben wurden.

10 Siehe Schöpf 1988, S. 106 f., zum Wasserdrachen allgemein S. 50 ff.

der das Chaos personifizierende „König“ aller Ungeheuer auftaucht: „Er macht, daß die Tiefe brodeln wie ein Topf, und rührt das Meer um, wie man Salbe mischt“, und sein Rachen erscheint als das „Tor“ der Hölle. Damit wurde das Meer zum dämonischen, von Satan beherrschten Reich der Finsternis, in dem sich die verdammten Kreaturen gegenseitig verschlingen. Und auch die Meeresstürme schienen von der Hand des Teufels geschickt, so daß man vielfach exorzistische Praktiken anwandte, d.h. unter Anrufung Gottes oder eines Heiligen Reliquien in die Fluten warf¹¹ oder den bösen Mächten zur Besänftigung Opfer darbrachte.¹²

In einer zweiten, späteren Deutung aus der Zeit, als der Teufelsglaube weitgehend zurückgedrängt worden war, wurde das Meer in seiner vorhandenen Form als ein Relikt der Sintflut aufgefaßt. Mit seinem Tosen und seinen schrecklichen Stürmen sollte es die Menschen immer wieder gemahnen, dem rechten, gottgefälligen Weg zu folgen und nicht wie die ersten, bei der Sintflut umgekommenen Menschen der Sündhaftigkeit zu verfallen.¹³

Weiterhin spielten das Meer und die Wasserfluten eine wichtige Rolle in den Vorstellungen vom Endzeitgeschehen, wenn auch die „letzte Verheerung“ nicht vom Wasser ausgehen sollte, sondern vom göttlichen Feuer, dem großen Weltbrand. Von den fünfzehn Vorzeichen der „Wiederkunft Unseres Herrn“, die in den seit dem 15. Jahrhundert weit verbreiteten zahlreichen „Leben des Antichrist“ sowie den „Artes moriendi“ aufgeführt werden, betreffen die ersten vier das Meer und das Wasser der Flüsse:

„Das erste der fünfzehn genannten Zeichen, die dem Tag des großen Gerichts vorausgehen, wird sein, wenn sich der Meeresspiegel fünfzehn Ellen über die höchsten Berge der Welt erheben wird. Das zweite Zeichen wird sein, wenn das Meer in die tiefsten Abgründe und Höhlen der Erde zurückweicht, so tief, daß man es nur mit Mühe noch sehen wird. Das dritte Zeichen wird sein, wenn die Fische und Seeungeheuer mit gräßlichen Schreien aus den Tiefen auftauchen werden. Das vierte Zeichen wird sein, wenn das Meer und alle Wasser der Flüsse glühen und brennen vom Feuer, das vom Himmel fallen wird.“¹⁴

Verstärkt werden diese Vorstellungen noch durch die Erinnerung an die zahlreichen Plagen, die seit dem frühen Mittelalter vom Meer aus gekommen sind bzw. in seinem Umfeld stattfanden: die Einfälle der Wikinger, Normannen und Sarazenen, die über

11 Siehe Corbin 1994, S. 19 f.; Delumeau 1985, S. 60.

12 Siehe Jakubowski-Tiessen 1992, S. 88 ff. und 94 ff.; Knottnerus 1997, S. 152, zu den Vorstellungen vom Meer als Vorhölle siehe S. 146 ff.

13 Siehe Knottnerus 1997, S. 150; im Volksglauben hielt sich die Vorstellung vom Teufel noch bis ins 18. Jahrhundert hinein - von den Geistlichen mittlerweile als Aberglauben gebrandmarkt.

14 Zitiert nach Delumeau 1985, S. 57 f.; zu den Endzeitvorstellungen siehe auch Corbin 1994, 18 f. sowie Jakubowski-Tiessen 1997, S. 130.

den Seeweg verbreitete Pest, die Piratenüberfälle oder Schiffsplünderungen. Schmutz und Strandräuberei verliehen zudem der Küste ein unheilvolles Gepräge, die ohnehin als übelriechender und höchst gesundheitsschädlicher Aufenthaltsort besser gemieden wurde. Man glaubte, daß das Meer an sich fäulnisierend sei und daß vom Meer aufsteigende Dünste an den Küsten einen üblen, durch dort verwesende Meeresablagerungen noch verschlimmerten Gestank verbreiten würden.¹⁵

2. Ängste der Küstenbewohner

Für die Bewohner der Küstenregionen waren die Vorstellungen vom unheimlichen Meer noch sehr viel greifbarer, da sie die Gewalt des Meeres ständig unmittelbar in existentieller Bedrohung zu spüren bekamen. Sturmflutkatastrophen, die sich besonders im 17. und 18. Jahrhundert an den Nordseeküsten häuften, waren die extremste Form der sich im kollektiven Gedächtnis festsetzenden Traumatisierungen.¹⁶ Dabei war der Bezug zur biblischen Sintflut in der Bevölkerung sehr lebendig, was Belege für die Benennung der Weihnachtsflut von 1717 als neue „Sündflut“ deutlich machen.¹⁷ Zudem schien an der auch durch die damalige Medizin vertretenen Vorstellung, daß von der See her landeinwärts treibende feuchtkalte Nebel und giftige Dämpfe insbesondere unter der Küstenbevölkerung verschiedene Krankheiten verursachen würden, etwas Wahres dran zu sein, denn die Sterberate war hier höher als im Binnenland.¹⁸ Besonders gefürchtet war das damals so benannte kalte bzw. Wechselfieber - teilweise wurde es auch als Marschenfieber bezeichnet -, das im ausgehenden Mittelalter als die häufigste Erkrankung an der Küste galt. Die größte Gefährdung bestand oftmals aber für Fremde: Von den Saisonarbeitern, die im Sommer in der Küstenregion arbeiteten, erkrankte durchschnittlich ein Drittel.¹⁹

Bei diesem Fieber handelte es sich eigentlich um Malaria, von der in den Küstenregionen im allgemeinen zwei Arten auftraten. Von der *malaria tertiana* waren vor allem Kinder betroffen, die sich oft gleich mehrfach infizierten und jeweils im Abstand von zwei Tagen von heftigen Fieberanfällen geschüttelt wurden. Erwachsene litten eher unter der *malaria quartana*, die ein hartnäckigeres Fieber in dreitägigem Rhythmus verursachte. Meistens erlagen die Opfer jedoch nicht dem Fieber, sondern den

15 Siehe Delumeau 1985, S. 50; zu den Vorstellungen vom fäulnisierenden Meer und der ungesunden Luft am Strand siehe Corbin 1994, S. 32.

16 Siehe Jakubowski-Tiessen 1997, S. 130. Eine ausführliche Behandlung der Bewältigung einer Sturmflut und ihrer Auswirkungen bietet Jakubowski-Tiessen 1992.

17 Siehe Jakubowski-Tiessen 1997, S. 130.

18 Siehe Knottnerus 1997, S. 153.

19 Siehe Knottnerus 1997, S. 154, die einheimische Bevölkerung entwickelte aufgrund der unbarmherzigen Selektion, der häufig auch gerade Kinder und Säuglinge zum Opfer fielen, z.T. eine bemerkenswerte Resistenz.

Spätfolgen der Krankheit wie Leber- und Milzschäden, Blutarmut, Ödemen und Auszehrung, die die Betroffenen noch Jahre nach dem Auftreten des Fiebers dahinfliegen konnten. Diese wurden mit dem Fieber nicht mehr in Zusammenhang gebracht, denn damals war man sich über den Verlauf der Krankheit nicht im klaren. Überträger der Malariaerreger war meist die Anophelesmücke, die ideale Lebensbedingungen im Milieu der Brackwasserkanäle, mit Überwinterungsmöglichkeiten in warmen Ställen oder Wohnhäusern vorfand. Im Spätsommer, wenn kein Süßwasser aus dem Binnenland mehr hinstromte und die Temperaturen am höchsten waren, konnte die Ansteckung mit Malaria leicht epidemische Ausmaße annehmen. Jeweils in den Jahren nach großen Überschwemmungen traten die schwersten Epidemien auf. Die Angst vor dem Fieber, das oft auch einfach als „Erkältung“ bezeichnet wurde, beherrschte das tägliche Leben an der Küste. Die Bevölkerung versuchte, sich vor der Kälte und Nässe mit warmer Kleidung, dicken Federbetten, stark beheizten Stuben, üppigem Essen und ausgiebigem Alkoholgenuß zu schützen. Auch rauchten vor 1800 nicht nur Männer, sondern auch viele verheiratete Frauen Pfeife, um die giftigen Nebel fernzuhalten. Damit hielten sie sich aber, ohne es zu wissen, den eigentlichen Überträger des Fiebers, die Malariaemücke, „vom Hals“.²⁰

Bevor nun die wichtigsten Ursachen für das allmähliche Schwinden der Angst vor dem Meer dargestellt werden, soll noch angemerkt werden, daß nicht zu vergessen ist, daß z.B. die Küstenbewohner trotz der allgemein vorherrschenden Angst auf Fischfang gingen und daß das Spätmittelalter einen kaufmännischen Bund wie die Hanse und den Beginn der großen überseeischen Entdeckungsreisen erlebte, d.h. daß das Meer zunehmend auch als Quelle des wirtschaftlichen Gewinns und als Raum der Machterweiterung gesehen wurde.²¹

II. Das allmähliche Schwinden der Angst vor dem Meer

1. Die Rolle der entstehenden modernen Naturwissenschaften und der Physikotheologie

Nach Alain Corbin setzte in Westeuropa im 17. Jahrhundert ein allmählicher Umbruch ein, der die Angst vor dem Meer langsam abnehmen ließ und ab 1750 zu neuen Betrachtungsweisen des Meeres und seiner Küsten führte.²² Eine entscheidende Rolle in diesem Prozeß und dem Wandel des allgemeinen Weltbildes kommt der Entstehung der modernen Naturwissenschaften vor allem in den von der Reformation erfaßten

20 Zur Malaria siehe ausführlich Knottnerus 1997, S. 153 ff.; zur Angst vor Krankheiten allgemein siehe Jakubowski-Tiessen 1997, S. 131.

21 Siehe zu der im Laufe der Zeit immer weiter ausgreifenden Aneignung des Meeres und seiner Bedeutung für Europa Mollat Du Jourdin 1993.

22 Siehe Corbin 1994, S. 13 und 34.

Ländern seit dem 16. Jahrhundert zu.²³ Anfangs waren die Naturwissenschaften auf das engste mit der Theologie verflochten, da die Erd- und Menschheitsgeschichte dem biblischen Schöpfungsbericht gemäß zur damaligen Zeit noch als Einheit gesehen wurde. Gewissermaßen als „theologische Antwort zu Beginn der Aufklärung auf das neue physikalische Denken“²⁴ bildete sich um 1700 die Physikotheologie heraus, die ihrem eigenen Selbstverständnis nach Wissenschaft *und* Theologie war. Sie ging auf die beiden Engländer William Derham und John Ray zurück, erfuhr aber eine schnelle Rezeption und Ausbreitung in ganz Europa und war maßgeblich an dem langsamen Prozeß der Verbreitung und Popularisierung neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse beteiligt.²⁵ In ihrer religiös fundierten Begeisterung für die neue wissenschaftliche Forschung und ihre Ergebnisse waren die in der jeweiligen Landessprache - nicht in Latein! - verfaßten physikotheologischen Werke darauf ausgerichtet, dem Leser die auf kausalmechanischer Grundlage gewonnenen Erkenntnisse über die Natur vor allem in ihren Zusammenhängen kompendienhaft zu vermitteln. Damit sollte in möglichst weiten lesekundigen Bevölkerungskreisen das Staunen über die täglich erfahrenen natürlichen Gegebenheiten noch vergrößert und der Leser durch seine Ergriffenheit zum Lob Gottes geführt werden.²⁶

Die Anhänger der physikotheologischen Welt- und Naturdeutung sahen in der Natur²⁷ das zweite Buch göttlicher Offenbarungen, in dem der Mensch als vernunftbegabtes

- 23 Siehe dazu Groh/Groh 1991, S. 36 ff., vor allem die calvinistisch-puritanische Richtung bildete ein günstiges Klima für die Praxis der Naturerforschung und die technische Nutzung der Naturkräfte; zum mittelalterlichen und neuzeitlichen Naturverständnis allgemein siehe auch Gloy 1995.
- 24 Siehe Krolzik 1988, S. 13. Bahnbrechende Bedeutung kam in Übertragung der in der Mechanik gefundenen Prinzipien auf alle Naturerscheinungen Isaac Newtons (1642-1727) Gesetz der universalen Gravitation zu. Dies erlaubte, „planetarische Bewegungen in Übereinstimmung mit Keplers Gesetzen zu erklären, die Bewegung des Mondes und das Phänomen der Gezeiten, des Fallens von Körpern zur Erde sowie das Vorrücken der Äquinoccien als Folge der Gestalt der Erde“ - siehe Krolzik 1988, S. 99. Ein nicht gelöstes Problem war die Möglichkeit der Fernwirkung, d.h. die Frage, wie ein Körper auf einen anderen wirken kann, ohne ihn zu berühren.
- 25 Siehe Jakubowski-Tiessen 1992, S. 83 f.; Jakubowski-Tiessen 1997, S. 132 f.; ausführlichere Darstellungen der physikotheologischen Vorstellungen finden sich bei Corbin 1994, S. 41-52 und bei Groh/Groh 1991, v.a. S. 50-59; zu dem aus Leipzig stammenden Johann Albert Fabricius (1668-1736), der eine wichtige Rolle innerhalb der deutschen Physikotheologie gespielt hat, die im 2. Drittel des 18. Jahrhunderts ihre Hochburg in Hamburg hatte, siehe Krolzik 1988, S. 133-182.
- 26 Siehe Krolzik 1988, S. 152 ff.; Groh/Groh 1991, S. 56. Diesem unermüdlichen aufklärenden und unterrichtenden Eifer der Physikotheologen ist es zuzuschreiben, daß die damalige Zeit heute als aufgeklärt bezeichnet wird, denn er hat entscheidend zur Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse bis auf die Dörfer beigetragen. Viele Pastoren bemühten sich sogar, naturwissenschaftliche Inhalte vor physikotheologischem Hintergrund in ihren Predigten zu vermitteln. Einer der bekanntesten war Ludwig Gotthard Kosegarten, der von 1792 bis 1816 die Pfarrstelle in Altenkirchen auf Rügen innehatte - siehe ausführlich zu Kosegarten und seinen Predigten Coblentz 1991.
- 27 Der Begriff ‚Natur‘ meint in der natürlichen Theologie die Wirklichkeit schlechthin, denn er umfaßt auch die menschliche Existenz, Geschichte und sittliche Welt, so Krolzik 1988, S. 38.

Wesen mit den ihm von Gott gegebenen Sinnen lesen sollte. Er sei aufgrund seiner Gottesebenbildlichkeit sogar dazu befähigt, den Schöpfungsplan Gottes nachzuvollziehen.²⁸ Naturerkenntnis war also gleichbedeutend mit Gotteseerkenntnis, und die wissenschaftliche Forschung war damit theologisch sanktioniert, da sie dazu herangezogen wurde, Gottes Allmacht, Weisheit und Güte in der Natur aufzuzeigen, die so wunderbar zweckmäßig und harmonisch eingerichtet sei, daß jedes Geschöpf, jedes Ding an seinem Platz die ihm zugewiesene Aufgabe erfülle und als nützliches Glied dem Naturganzen diene. Diese Welt der natürlichen Dinge ist nun nach Auffassung der Physikotheologen durch den Herrschaftsauftrag Gottes (1. Mose 1, 26.28) - „Machet euch die Erde untertan ...“ - ausdrücklich dem Menschen zur Verfügung gestellt, d.h. eigentlich zu seinem Wohl geschaffen.²⁹ Den dennoch vorhandenen und nicht zu leugnenden Übeln wie Krankheiten, Naturkatastrophen u.ä. begegneten die Physikotheologen mit der Vorstellung, daß auch alles negativ Empfundene einen von Gott intendierten Nutzen habe und letztendlich dem Wohle der Menschheit diene.³⁰ Die Sintflut wurde nun als eine notwendige Katastrophe interpretiert, da Gott so die Erde neu gestaltet und den Schwächen der Menschen angepaßt habe.³¹ *Sämtliche* Naturerscheinungen, auch die vorher als bedrohlich, nutzlos und abstoßend häßlich angesehene wilde Natur, wurden also zu etwas Positivem erklärt. Mit dieser Überwindung des durch Regelmäßigkeit, Symmetrie und Ordnung bestimmten klassischen Kanon des Ästhetischen legten die Physikotheologen den Grundstein für die ästhetische Wahrnehmung auch der wilden Natur, zu der das Meer zählte. Der klassische Kanon war durch die Entdeckung des unendlichen, die Vorstellungskraft des Menschen übersteigenden Weltalls durch die Astronomen ins Wanken geraten, und das Erschrecken über die damit deutlich gewordene Bedeutungslosigkeit des Menschen konnte nur durch die Vorstellung der Allgegenwart Gottes, seiner unendlichen Größe aufgefangen werden.³² Diese Erfahrung göttlicher Erhabenheit, die den Geist des Menschen herausfordert, indem es ihn zugleich überwältigt und erhebt, wird auf die Naturerscheinungen übertragen, welche die Reichweite der sinnlichen Erfahrungen des Menschen übersteigen und bringt das ambivalente Gefühl einer mit Schrecken vermischten Bewunderung mit sich:

„Die hohen Berge und das weite Meer, der Himmel und das grenzenlose All mit seinen Sternen haben etwas Erhabenes und Majestätisches an sich, das in Geist und Gemüt eine ähnliche Saite anklingen läßt und erhabene Gedanken und

28 Siehe Groh/Groh 1991, S. 28.

29 Siehe Groh/Groh 1991, S. 14 ff.

30 Siehe Groh/Groh 1991, S. 55 f.

31 Siehe Corbin 1994, S. 42.

32 Siehe Groh/Groh 1991, S. 8, 122 ff.

Gefühle weckt. Wie von selbst [...], also ohne Zuhilfenahme logischer Verstandesoperationen, erscheint im Geist bei ihrem Anblick die Idee Gottes und seiner Größe. Denn *alles*, was die Einbildungskraft des Menschen übersteigt, ist mehr oder weniger mit der Vorstellung des *Unendlichen* verbunden und ruft im Gemüt die Ambivalenz von ‚Erstarrtsein‘ und ‚Bewunderung‘ hervor.³³

Durch diese Vorstellungen drängte die Physikotheologie allmählich auch die abstoßenden Vorstellungen vom Meer zurück, und das Bild des furchtbaren, strafenden Gottes, der die Schleusen des Himmels öffnet und die Wassermassen herabstürzen läßt, wich dem des gütigen Herrschers, der das Weltmeer gebändigt und in seine Schranken gewiesen hat. In dieser Hinsicht kam der Küstenlinie auch eine ganz andere Bedeutung zu. Sie wurde durch die nun wahrgenommene paradoxe Kraft des Sandes zum Schauplatz eines Wunders: „Und mag das Meer noch so wüten, bricht es doch an einem Sandkorn“ und „zieht sich erfurchtsvoll zurück, indem es *seine Wellen beugt*, wie zur Anbetung des Herrn, der ihm seine Grenzen gab“.³⁴ Auch gab das Meer an dieser Stelle einige ausgewählte Schätze aus seinen Tiefen preis, die darauf schliessen ließen, welcher Überfluß dort herrschen mußte.

In der folgenden Entwicklung wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts der praktische Nutzen der „Naturdinge“ für den Menschen immer mehr in den Vordergrund gestellt und die physikotheologischen Gedankengänge zusehends in den Hintergrund gedrängt. In zunehmendem Maße wurden naturwissenschaftliche Erkenntnisse zur Verbesserung der menschlichen Lebensverhältnisse eingesetzt,³⁵ was in dem anthropozentrischen Utilitarismus der Physikotheologie begründet war. Denn damit lag der Schritt zu der Vorstellung nahe, daß Gott dem Menschen die Vernunft gegeben habe, damit er Erkenntnisse aus der eigens für den Menschen geschaffenen Natur gewinnen und zu seinem eigenen Nutzen, zur Verbesserung der Lebensverhältnisse anwenden konnte. So wurde die Natur immer mehr zum Objekt, das man beherrschen und ausbeuten konnte, und vor dem man immer weniger Angst zu haben brauchte. Im Zuge der zunehmenden Fülle naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zeichnete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts auch eine immer größer werdende Kluft zwischen Wissenschaft und Religion ab. Insbesondere die sich herausbildende Geologie trug dazu bei, daß die Menschheitsgeschichte allmählich als losgelöst von der offensichtlich sehr viel älteren Erdgeschichte betrachtet wurde, sich die Kritiken an einer wörtlichen Auslegung des Bibeltextes mehrten und neue Theorien von der Entstehung der Erde aufgestellt

33 Siehe Groh/Groh 1991, S. 126.

34 Kommentar des heiligen Basilius, zitiert nach Corbin 1994, S. 46.

35 Die Umsetzung wissenschaftlicher Einsichten in praktische Naturbeherrschung durch Einsatz technischer Mittel war schon 1620 programmatisch von Francis Bacon in seiner *Instauratio Magna* gefordert worden. Siehe Groh/Groh 1991, S. 41 f.

wurden. In diesem Zusammenhang kam es auch zu neuen Wahrnehmungen der Küsten, die nun als in stetiger, wenn auch langsamer Veränderung begriffen wurden und denen man „vergessene Botschaften aus der Urzeit“ zu entlocken suchte. Die auf immer größere Kreise übergreifende Begeisterung für naturwissenschaftliche Forschungen führte dazu, daß immer mehr Leute zu Erkundungswanderungen an die Küste kamen und Fossilien, Muscheln u.a. sammelten.³⁶

2. Die Vorreiterrolle der Niederlande

Eine deutliche Ausnahme von dem von Corbin postulierten Einstellungswandel gegenüber dem Meer seit 1750 stellen die calvinistisch geprägten Niederlande dar.³⁷ Hier herrschte bereits im 16. Jahrhundert eine zwiespältige Haltung: Einerseits hatte die Angst vor dem Meer noch Bestand, aber andererseits zeigte sich bereits eine etwas nüchternere Betrachtungsweise und eine gewisse Abenteuerlust und Neugier nach dem Unbekannten. Im 17. Jahrhundert hatte sich die rationalere Sichtweise bereits durchgesetzt und die Angst vor dem Meer war so gut wie geschwunden.³⁸ In der Malerei spiegelt sich dies in Darstellungen wider, die das Meer zur Bühne eines heldenhaften Kampfes machen, in dem der Mensch nicht länger nur als Spielball der Naturgewalten, sondern auch als ihr möglicher Bezwinger erscheint.³⁹ Diese frühe Entwicklung läßt sich auf die besonderen gesellschaftlichen und geographischen Umstände der Niederlande zurückführen, die eine im Verhältnis zu den anderen europäischen Ländern weiter fortgeschrittene Naturerkenntnis und -beherrschung und früher einsetzende Transformation kosmologischer Vorstellungen begünstigten.

Nach der Abschüttelung der spanischen Herrschaft in den sieben nördlichen Provinzen der Niederlande (Generalstaaten) und der Gründung der Republik der Vereinigten Provinzen 1581 nahm dieser Teil der heutigen Niederlande - und insbesondere die Stadt Amsterdam - einen ungeheuren wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung, so daß die Zeit des 17. Jahrhunderts auch als „Goldenes Zeitalter“ bezeichnet wird.⁴⁰ Die Hauptursachen für diesen Aufschwung können hier nur kurz genannt werden.⁴¹ Zum einen hatte die Republik entgegen der sich im übrigen Europa abzeichnenden Entwick-

36 Siehe zur Bedeutung der Geologie ausführlicher Corbin 1994, S. 134-159.

37 Es ist aber anzunehmen, daß sich dieser Wandel auch in England etwas früher vollzog, worauf auch Otto Knottnerus hinweist (S. 156). Dies bezieht sich auf den in England damals ebenfalls schon vergleichsweise hohen wissenschaftlichen wie wirtschaftlich-technischen Entwicklungsstand, siehe dazu Bausinger (Hg.) 1991, S. 50 und Groh/Groh 1991, v.a. S. 36 ff.

38 Siehe Knottnerus 1997, S. 145, 156; Jakobowski-Tiessen 1997, S. 134.

39 Siehe Knottnerus 1997, S. 156.

40 Eine umfassende Behandlung dieser Zeit bietet Schama 1988.

41 Für eine ausführlichere Diskussion sei hier auf Schama 1988 und die einzelnen Beiträge in Wilczek 1993 verwiesen.

lung hin zu zentralisierten Nationalstaaten eine ständisch-föderale politische Struktur beibehalten, d.h. jede Provinz und jede Stadt innerhalb der Republik war grundsätzlich autonom und damit im Gegensatz zu den absolutistischen Monarchien sehr viel beweglicher. Weiterhin war der Überseehandel nicht staatlich organisiert, sondern lag in den Händen reicher Kaufleute, die zumeist auch die politischen Fäden in der Hand hielten, d.h. eine Übereinstimmung zwischen Politik und Handelsinteressen war gewährleistet. Hinzu kam ferner das im europäischen Maßstab einzigartige Klima der Toleranz, das dank der Tradition des erasmianisch geprägten Humanismus im öffentlichen Bewußtsein verankert war, vor allem aber durch die für zeitgenössische Verhältnisse ungewöhnlich weit entwickelte Trennung zwischen kirchlicher und weltlicher Ordnung ermöglicht wurde. Diese war eines der Resultate des Aufstandes gegen Spanien und das durch Spanien vertretene Staatskirchentum. Die Toleranz schuf unter anderem die Voraussetzungen für die Entstehung einer blühenden Literatur- und Theaterszene. Auch ließen sich Emigranten aus fast allen Ländern Europas in den Niederlanden nieder, integrierten sich nicht nur in das Wirtschaftsleben und trugen so mit zum Aufschwung bei, sondern prägten auch das intellektuelle Leben. Die Niederlande wurden ein Schmelztiegel für Menschen unterschiedlichster Religionszugehörigkeiten, die vor den Verfolgungen in ihren Heimatländern geflohen waren, und Anziehungspunkt für internationales Kapital wie auch für innovative, produktive und kreative Geister. So entwickelten sich die Niederlande und insbesondere Amsterdam zu einem Zentrum des europäischen Geisteslebens wie auch zu einer Schaltstelle für die Veränderung des Weltbildes im frühneuzeitlichen Europa.

Bei den Niederlanden ist weiterhin sofort an die großen Anstrengungen zu denken, die unternommen wurden, um das von Überschwemmungen und Untergang ständig bedrohte Land vor den Meeresfluten zu schützen oder um später sogar neues Land aus dem Meer zu gewinnen. Dieser ständige Kampf gegen das Meer, der die Niederländer führend im Deichbau werden ließ, hat sicher seinen Teil dazu beigetragen, die Angst vor dem Meer abzubauen. Dabei hat aber auch der die Niederlande prägende Calvinismus eine große Rolle gespielt, denn die Niederländer sahen sich durch seinen Einfluß als Überlebende der Sintflut, als Auserwählte Gottes, die mit seinem Segen durch unermüdliche harte Arbeit und Erduldung ständiger schwerer Prüfungen neues Land aus den Fluten gewinnen und zum Blühen bringen konnten. Daraus entwickelte sich ein starkes Selbstbewußtsein, das sich in Sprüchen äußerte, die besagten, daß Gott alles Land geschaffen habe, aber den Niederländern nur den Verstand und die Kraft gegeben habe, dies selbst zu tun.⁴²

42 Siehe dazu Schama 1988, S. 34 ff.

Die Niederlande galten mit ihrer Toleranz und Freiheitlichkeit im Zeitalter der Aufklärung als politisches Wunder und als großes Vorbild. Daher waren sie auch Ziel vieler Reisender der verschiedensten Interessengruppen;⁴³ Mitte des 17. Jahrhunderts waren sie unerläßliche Etappe der Grand Tour⁴⁴ geworden. Insofern trugen sie zu dem allmählichen Einstellungswandel gegenüber dem Meer in den übrigen westeuropäischen Ländern bei.⁴⁵ Bereits 1600 hatte der Herzog von Rohan konstatiert: „Holland ist ein Wunderwerk [...], ein herrliches Land, schon wegen seiner Topographie“.⁴⁶ Dieses Urteil begründete sich vor allem auf die Bewunderung der künstlichen Ufer und die dadurch abgefangenen Wassermassen des Ozeans: Die Holländer waren so verwegen gewesen, dem Meer Grenzen zu setzen, es zu bezähmen und es ihren kaufmännischen Aktivitäten zu unterwerfen. Und Gott begegnete diesen Unternehmungen offensichtlich mit großem Wohlwollen, denn das Land, vor allem die großen Hafenstädte, blühte und erfreute sich eines unermeßlich scheinenden Zustroms an Reichtümern. Mit großem Erstaunen nahmen die Fremden ebenfalls wahr, daß sie in den Niederlanden alle konstitutiven Elemente der Welt stets zusammen, als Mikrokosmos, vor Augen hatten:

„Schon im Hafen verwundert die seltsame Mischung aus Dachgiebeln, Baumwipfeln und fähnchengeschmückten Masten. Man weiß nicht, ob man eine Flotte, eine Stadt oder einen Wald sieht: oder man sieht vielmehr, was unglaublich schien, nämlich alle drei Dinge auf einmal: Das Meer, die Stadt und das Land.“⁴⁷

Durch die dem Meer nicht unähnliche flache Landschaft, die viele Reisende zwar als äußerst monoton empfanden, war es ihnen immerhin möglich, bis weit in die Ferne zu sehen und so behutsam Bekanntschaft mit der Unendlichkeit zu schließen. Behutsam deshalb, weil durch das gleichzeitige Vorhandensein der netzartig angelegten Grachten und der Deiche, vor allem aber auch der Kirchtürme, der Städte am Horizont und der Vielzahl der Boote die Monotonie abgemildert wurde und dem Auge faßbare Punkte, „heitere Bilder“ wie es Corbin nennt,⁴⁸ in der scheinbaren Unendlichkeit geboten wurden. Durch diese besondere Topographie boten die Niederlande einen

43 Siehe dazu Wilczek 1993, S. 11 f.

44 Die Grand Tour oder Kavaliertour galt als Abschluß der adeligen Erziehung und als Einführung in die Welt der europäischen Aristokratie. Es gab aber auch am Ideal der Kavaliertour orientierte bürgerliche Rundfahrten, siehe dazu Bausinger (Hg.) 1991, S. 47-52.

45 Siehe Corbin 1994, S. 52-63.

46 Zitiert nach Corbin 1994, S. 53.

47 François Maximilien Misson, Nouveau voyage d'Italie fait en l'année 1688, Paris 1691, Bd.1, S.6, zitiert nach Corbin 1994, S. 56.

48 Siehe Corbin 1994, S. 56.

Übergang zwischen dem klassischen Modell der Landschaftsbewertung und dem Sinn für die grenzenlose Weite. Dies spiegelt sich auch in der niederländischen Malerei wieder, in der die See zum beinahe selbstverständlichen Hintergrund wurde. Waren in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts Genreszenen beliebt, die den Strand zur Bühne für die täglichen Lebensmühen der Küstenbevölkerung machten, so wurden zwischen 1635 und 1665 vor allem umfassende Küstenpanoramen abgebildet, die neben der arbeitenden Bevölkerung nun auch elegante bürgerliche Spaziergänger und Reiter zeigen - der Strand war Ziel des Rituals der städtischen Promenade geworden.⁴⁹ Besonders beliebt bei diesen Darstellungen war der Strand von Scheveningen, der nun zunehmend auch von Reisenden aufgesucht wurde, die eine vorher im Museum auf einem Gemälde gesehene Strandszene in natura betrachten wollten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts suchten bereits einige Händler größeren Nutzen aus dem Besucherstrom zu ziehen, denn sie „stellen vor ihren Laden Muscheln, ausgestopfte Fische, Meerespflanzen, künstliche Blumen und vor allem kleine Modellschiffe aus, Schaluppen und anderes, das mit der Seefahrt zu tun hat“.⁵⁰ So führte also die Reise nach Holland allmählich zu der Bereitschaft, das Meer mit mehr Aufmerksamkeit und weniger Angst zu betrachten und sogar Küstenspaziergänge zu unternehmen.

III. Das kollektive Verlangen nach der Küste erwacht - beginnender Tourismus

Im Zuge der Aufklärung entdeckte man um 1700 in den neuen bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Schichten allmählich das Wasser als heilendes und reinigendes Medium wieder, nachdem es im 16. Jahrhundert nach dem humoralpathologischen Gefahrenkonzept zunehmend als gesundheitsschädlich angesehen wurde.⁵¹ In Anlehnung an das antike Badewesen entstanden zunächst Thermalbäder im Landesinneren, dann wurde aber auch zunehmend das kalte Wasser als therapeutisches Medium propagiert. Insbesondere diente es der Abhärtung oder der Behandlung von Nervenkrankheiten, bei denen man sich durch die Schockwirkung Erfolge versprach. Auch die Vorstellungen von den Wirkungen des Meerwassers hatten sich zu ändern begonnen. Man glaubte nun, daß das in ihm enthaltene Salz vor Fäulnis schützte und den Zerfall organischer Substanzen aufhalten könne. So kam es schließlich zur Gründung von Seebädern - das erste deutsche Seebad entstand 1794 in Doberan in Anlehnung an das

49 Siehe Corbin 1994, S. 62.

50 André Thouin, Voyage dans la Belgique, la Hollande et l'Italie, Paris 1841, Bd.1, S.227, zitiert nach Corbin 1994, S. 62.

51 In den von der medizinischen Theoriebildung des 17. und 18. Jahrhunderts nicht erreichten ländlichen und städtischen Unterschichten war die heilende und reinigende - wenn auch hier z.T. eher im Sinne der Reinwaschung von Sünden - Wirkung des Wassers noch im Bewußtsein geblieben, siehe dazu Frey 1997, S. 55 ff.

Vorbild der englischen Seebäder.⁵² In England, wo die Urbanisierung und die damit verbundenen Probleme der zunehmenden Enge, Verschmutzung und Gesundheitsbeeinträchtigungen wesentlich eher eine Rolle spielten als in anderen Ländern und auch das Bürgertum früher Einfluß gewonnen hatte, waren die ersten Seebäder für Kuraufenthalte schon in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts an der Nordseeküste entstanden.⁵³ Der eigentliche Ansturm begann aber erst nach 1750, nachdem sich die Vorstellungen von der therapeutischen Wirkung des Meerwassers auch durch eine zunehmende Anzahl an Wunderheilungsberichten in England verbreitet hatten. Mit den neu entstehenden Seebädern wurden immer mehr Untersuchungen über die Qualitäten eines gesunden Strandes angestellt, wobei mit der Zeit die Luftgüte stärker in den Vordergrund trat, während das Interesse an den Heilkräften des Wassers zurückging. Von nun an setzten sich die Ärzte einmütig für Bootsfahrten und Inselaufenthalte ein, und allmählich begannen sich bestimmte Strandsitten herauszubilden, zu denen vor allem Spaziergänge und Ausritte gehörten. Die Bäder entwickelten sich so von anfänglichen bloßen Kurbetrieben zu Treffpunkten des mondänen Lebens, das sich eine Abwechslung vom Stadtleben verschaffen wollte, ohne aber auf seine Annehmlichkeiten verzichten zu müssen.⁵⁴

Auf einer anderen Entwicklungslinie wurde das zunehmend ästhetisch wahrgenommene Meer zum Projektionsraum menschlicher Sehnsüchte und Träume. Diese Entwicklung wird zum einen an dem von Edmund Burke⁵⁵ Mitte des 18. Jahrhunderts in Rückgriff auf eine spätantike Formulierung (Pseudo-Longinus) für den ästhetischen Diskurs neu definierten Konzept des Erhabenen festgemacht, das aber - wie bereits dargestellt - in gewissermaßen vorbereitender Form bereits in der Physikotheologie zum Tragen gekommen war.⁵⁶ Zum anderen wird immer wieder auf die Schriften Rousseaus mit seiner zivilisationskritischen Aufforderung „Zurück zur Natur“ hingewiesen. Beides floß im ausgehenden 18. Jahrhundert in der Romantik⁵⁷ zusammen, die sich gegen die Herrschaft der aufklärerischen Vernunft und des Rationalen wandte und dagegen die subjektiven Gefühle, die individuelle Wahrnehmung und das Irrationale setzte. Das Erleben der Natur in der Einsamkeit einer gesellschaftsfernen Situation wurde zum Ausgangspunkt für die Freisetzung der Imagination und für die Erforschung

52 Siehe Elsner 1990, S. 7; Corbin 1994, S. 329.

53 Siehe Newig 1996, S. 262; zur Entstehung des Seebadewesens in England siehe Corbin 1994, S. 83-102 und S. 324-357.

54 Siehe dazu Elsner 1990, S. 14; Corbin 1994, S. 108, 324-327.

55 A Philosophical Enquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and the Beautiful, 1757.

56 Zur Entstehung der ästhetischen Naturerfahrung und der vorbereitenden Rolle der Physikotheologen siehe Groh/Groh 1991, S.92 ff. und 109 ff.; zum Erhabenen des Meeres siehe Corbin 1994, S. 161-181.

57 Zur romantischen Wahrnehmung des Meeres siehe ausführlicher Corbin 1994, S. 213-223.

des eigenen Ich. Bevorzugter Ort romantischer Naturerfahrung war neben den Bergen das Meer, wo sich der Blick nun dem Horizont zuwandte, an dessen Linie sich die Hoffnungen und Sehnsüchte kristallisierten.⁵⁸ Das Meer wurde also zum Ort der Rückzugs und der Kontemplation. Im Angesicht des grenzenlosen Meeres, das sich allen historischen Veränderungen gegenüber unberührt zeigte und keine Spuren menschlicher Eingriffe bewahrte, erfaßte der Betrachter das erhabene, erschreckend-schöne Gefühl der Ewigkeit, das für den Moment jegliche menschliche und individuelle Geschichte auswischte und ihn in einen Zustand der Selbstvergessenheit versetzte. Damit wurde der Raum frei für den aus dem Unbewußten aufsteigenden Strom der Träumereien und Empfindungen. Dieses Gefühl der Harmonie, diesen Gleichklang der menschlichen Seele mit der Natur, aber auch ihre Sehnsüchte und Empfindungen suchten die Romantiker in Dichtung und Malerei zum Ausdruck zu bringen. Diese trugen im Zuge ihrer Verbreitung mit dazu bei, daß das Meer zunehmend als Erholungslandschaft entdeckt wurde.

Zum Abschluß sei hier Joseph Eichendorffs Beschreibung seiner Anreise nach Travemünde im Jahre 1805 wiedergegeben, die eine deutliche Beeinflussung durch die Ästhetik des Erhabenen zeigt, kommt hier doch nach einem Moment der Erstarrung oder des Erschreckens beim Anblick des unendlich scheinenden Meeres ein „grausiges Entzücken“ zum Ausdruck:

„Mit der gespanntesten Erwartung sahen wir dem Augenblick entgegen, wo wir das Meer zu Gesicht bekommen würden. Endlich, als wir den Gipfel der letzten Anhöhe von Travemünde erreicht hatten, lag plötzlich das ungeheure Ganze vor unseren Augen und überraschte uns so fürchterlich, daß wir alle in unserem Innersten erschrakten. Unermeßlich erstreckten sich die grauisigen Fluten in unabsehbare Fernen. In schwindlichter Weite verfloß die Riesen-Wasserfläche mit den Wolken, und Himmel und Wasser schienen ein unendliches Ganzes zu bilden. Im Hintergrunde ruhten ungeheure Schiffe, wie an den Wolken aufgehängt. Trunken von dem himmlischen Anblicke erreichten wir alsbald Travemünde, ein fast wie Karlsbad an der Küste erbautes, niedliches Städtchen, welches wegen des dortigen Seebades von Fremden sehr häufig besucht wird.“⁵⁹

Zusammenfassung

Die Thematik der Entdeckung des Meeres und seiner Küsten ist Teil eines ungemein komplexen historischen Prozesses, in dem sich das statische Weltbild des Mittelalters allmählich zu dem dynamischen der Neuzeit wandelt. Im Zuge dieser Entwicklung kam

58 Zur Entdeckung des Horizont siehe Oettermann 1984.

59 Zitiert nach Newig 1996, S. 262.

dem Individuum immer mehr Eigenverantwortlichkeit zu, es mußte sich seinen Platz in der immer komplexer werdenden Gesellschaft zunehmend selbst aktiv erarbeiten. Insofern kam es auch zu einer veränderten Sichtweise der Gefahren, vor denen man Angst haben mußte. Sie drohten immer weniger von außen, vor allem, weil mit der Entstehung der modernen Naturwissenschaften diese äußere Welt besser erklärbar - entzaubert - und damit zunehmend beherrschbar wurde, sondern immer mehr vom Menschen selbst, dessen Inneres sich der rationalen Erklärbarkeit und Beherrschung entzog. Mit der zunehmenden gesellschaftlichen Entfremdung im Zuge der Urbanisierung und Industrialisierung wurde die vorher angstbesetzte Natur zunehmend zum Erholungsraum von den Unbilden der Zivilisation und zum Projektionsraum menschlicher Sehnsüchte. In einem späteren Schritt wurde dann immer deutlicher, daß der Mensch eher Angst *um* die Natur als vor ihr haben muß, daß er selber zur Bedrohung geworden ist.

Literatur

Barthelmeß, Klaus / Münzing, Joachim 1991

Monstrum horrendum. Wale und Waldarstellungen in der Druckgraphik des 16. Jahrhunderts und ihr motivkundlicher Einfluß, Bd. 1 Aufsatzteil, Bremerhaven und Hamburg.

Bausinger, Hermann (Hg.) 1991

Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München.

Coblenz, Katharina 1991

Hier ist gut sein. Aus den Uferpredigten Ludwig Gotthard Kosegartens, kommentiert und eingeleitet von Katharina Coblenz, Berlin.

Corbin, Alain 1994

Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste 1750- 1840, Frankfurt a. M.

Delumeau, Jean 1985

Unbeständiges Meer, auf dem uns jede Furcht überwältigt ... In: ders., Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Reinbek, S.49-63.

Elsner, Alfredo 1990

Die Sehnsucht nach dem Meer, Würzburg.

Frey, Manuel 1997

Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760-1860, Göttingen.

Gloy, Karen 1995

Das Verständnis der Natur, Bd.1 Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens, München.

- Groh, Ruth / Groh, Dieter 1991
Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur, Frankfurt a.M.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred 1992
Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit, München.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred 1997
Mentalität und Landschaft. Über Ängste, Mythen und die Geister des Kapitalismus, in: Ludwig Fischer (Hg.), Kulturlandschaft Nordseemarschen, Westerhever, S. 129-143.
- Knottnerus, Otto S. 1997
Die Angst vor dem Meer. Der Wandel kultureller Muster an der niederländischen und deutschen Nordseeküste (1500-1800), in: Ludwig Fischer (Hg.), Kulturlandschaft Nordseemarschen, Westerhever, S. 145-174.
- Krolzik, Udo 1988
Säkularisierung der Natur: Providentia-Dei-Lehre und Naturverständnis der Frühaufklärung, Neukirchen-Vluyn.
- Mollat Du Jourdin, Michel 1993
Europa und das Meer, München.
- Newig, Jürgen 1996
Ferien an der See: Badeleben und Tourismus, in: Das große Schleswig-Holstein-Buch, Hamburg, S. 262-269.
- Oettermann, Stephan 1984
Die Entdeckung des Horizonts, in: Klaus Bergmann / Solveig Ockenfuß (Hg.), Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen, Reinbek, S. 39-50.
- Rapp, Friedrich (Hg.) 1981
Naturverständnis und Naturbeherrschung. Philosophiegeschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Kontext, München.
- Rolshoven, Johanna 1993
Der Blick aufs Meer. Facetten und Spiegelungen volkswundlicher Affekte, in: Zeitschrift für Volkskunde 89, S. 191-212.
- Schama, Simon 1988
Überfluß und schöner Schein. Zur Kultur der Niederlande im Goldenen Zeitalter, München.
- Schöpf, Hans 1988
Fabeltiere, Graz.
- Wilczek, Bernd (Hg.) 1993
Amsterdam 1585-1672. Morgenröte des bürgerlichen Kapitalismus, Bühl-Moos.

Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

„Maritime Volkskunde“

Tagung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
am 1. November 1997 in Kiel

Nina Hennig

Die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (GVSH) hatte zu ihrer Herbsttagung 1997 nach Kiel in den Vortragssaal der Kunsthalle eingeladen. Ein passender Ort für das gestellte Thema „maritime Volkskunde“, ist die Kunsthalle doch der Kieler Förde direkt benachbart und somit mitten in eindeutig „maritimer“ Umgebung. Die Liste der Referentinnen und Referenten war vielseitig besetzt und versprach einen interessanten Tag. Dr. Nils Hansen, zweiter Vorsitzende der GVSH, begrüßte die recht zahlreichen Gäste (annähernd 50 Personen) und betonte die Bedeutung des Tagungsthemas, das - bis auf einige Ausnahmeforschungen - viel zu lange in Schleswig-Holstein vernachlässigt wurde. Trotz der Existenz zum Beispiel einiger Schiffahrtsmuseen hinke die Forschung weit hinter Skandinavien oder auch Mecklenburg-Vorpommern hinterher. Hansen forderte die feste Verankerung der maritimen Volkskunde im Fachkanon.

Erster Referent war Dr. Wolfgang Rudolph aus Rostock. Er berichtete von der Großflächeninventarisierung maritimer Kultur an der deutschen Ostseeküste zwischen 1956 und 1986, wobei leider weiterhin ein weißer, unerforschter Fleck an der holsteinischen Küste zu beklagen ist. Angeregt waren diese Projekte durch Vorgängeruntersuchungen in Skandinavien, die bereits in den 1930er Jahren durchgeführt wurden. Die Erfassung maritimer Kultur erfolgte damals per Fragebogen; Sigurd Erixon u.a. ließen Bestandsaufnahmen von Finnland und Estland folgen. Es war Wolfgang Steinitz, der die Inventarisierung der Küste Mecklenburg-Vorpommerns initiierte. Zum aufzunehmenden Bestand gehörten alle kulturzeichnenden Phänomene der Seeleute, Schiffer, Bootsbauer und Hafenbediensteten sowie alles seinerzeit gegenwärtige relevante Kulturgut, see- wie landseitig, die Personen betreffend, die direkt oder indirekt in maritimen Berufen standen.

1984 bis 1994 folgten Untersuchungen an der Flensburger Förde als Gemeinschaftsprojekt des Flensburger Schiffahrtsmuseums und Rudolph, doch weiterhin sind Bülk, Kiel und Fehmarn unerforscht. Rudolph merkte an, daß die Kolorierung der „weißen Flecken“ angesichts der allgemeinen gesellschaftlichen Probleme als ein Lappalienwunsch erscheinen mag, aber die Wahrnehmung des Strukturwandels und der Einflüs-

se, die aus Mecklenburg-Vorpommern nach Schleswig-Holstein kommen, nur nun aufzuzeichnen wären.

Als zweiter Teil seines Referates folgten zahlreiche Dias aus dem Küsten-Inventarisierungsprojekt mit Erläuterungen. Die Bilder waren nach den Kategorien „wasserseitig“ und „landseitig“ geordnet und gingen auf verschiedene Schiffsformen, auf Werften, Arbeitskräfte und Arbeitsmittel ein, auf die Ausstattung von Kirchen und Kapitäns Haushalten, auf maritimes Handwerk wie Ankerschmieden und Segelmacher, auf technische Denkmäler wie Klappbrücken, Silos oder die Bebauung an den städtischen Häfen. Mitbringsel und Feierabendhandwerk wurden von den Volkskundlern ebenso dokumentiert.

In der sich anschließenden Diskussion wurde die Frage nach einer Ergänzung der bildlichen Aufnahmen durch weitere Quellen gestellt. Wolfgang Rudolph verwies auf eine fehlgeschlagene Fragebogenaktion und auf geführte Interviews, jedoch waren alle Aktionen durch politische Schwierigkeiten in der DDR gehandikapt. Festgehaltene Lebenserfahrungen von Seefahrern bezeichnete Rudolph als selten und die Ausbeute an relevantem Archivmaterial als mager.

Dr. Wolfgang Steusloff vom Institut für Volkskunde Mecklenburg-Vorpommern im Wossidlo-Archiv in Rostock setzte die Tagung mit einem Vortrag zu Forschungen auf Rostocker Handelsschiffen fort. Einleitend stellte er das Rostocker Institut vor, das auf einer Anzahl von etwa 2 Millionen handschriftlicher Zettel Wossidlos, gefüllt mit Mitteilungen von Gewährleuten und nach Stichworten sortiert, gründet. Auch Stichworte zur maritimen Kultur finden sich darunter.

Mittelpunkt des Beitrags von Steusloff war die Dokumentation des Berufsalltags an Bord von Rostocker Handelsschiffen ab 1983, die vier Jahre später um die des Lebens der betreffenden Personen an Land erweitert wurde. Ein besonderer Blick wurde dabei auf Mensch-Objekt-Beziehungen geworfen, z. B. auf Werkzeuge und deren Behältnisse, wie sich diese unter dem technischen Fortschritt wandeln oder auch verschwinden, auf das Verhältnis der Mechaniker zu ihren Schiffsmotoren, die z. T. mit Namen versehen und „getauft“ werden, auf Brauchhandlungen an Bord im Bereich der persönlichen oder der Kalenderfeste oder auf Initiationshandlungen. Ein weiterer Betrachtungspunkt waren Souvenirs und ihre Verwendung im Wohnbereich. Dreißig Beispiele in Mecklenburg-Vorpommern wurden betrachtet und die Ergebnisse durch Interviews und eine Fotodokumentation gestützt. Anhand der Mitbringsel ließen sich in jedem Fall eindeutig die angefahrenen Ziele der Seeleute ablesen. An diese Untersuchungen sollen sich weitere zum maritimkulturellen Umbruch an der Mecklenburgischen Küste nach der „Wende“ anschließen, zum Wandel des Ortsbildes in Hafenstädten, Veränderungen von Betriebsstrukturen, technischen Innovationen, neuen Erwerbszweigen oder zur Etablierung neuer Behörden und Vereine.

Eine Frage der Diskussion war, ob die Forschungsergebnisse über den Bordalltag als DDR-spezifisch zu beschreiben seien. Steusloff bejahte dies, weil die DDR-Frachtschiffe eine geringe Fluktuation innerhalb der Mannschaftsbesetzung (fast immer ausschließlich deutsch) und auch der angesteuerten Ziele erlebten. Nach 1990 hat sich diese Situation auf den Rostocker Schiffen sehr gewandelt. Die Besatzung besteht oftmals aus wenigen deutschen Offizieren und einer überwiegend philippinischen Mannschaft, die z.B. das dokumentierte Brauchtum nicht unbedingt weiterführen wird. Der Untergang des Fischerortes Gothmund an der Trave bei Lübeck wird seit nahezu 100 Jahren beschworen. Trotz einiger Veränderungen hat sich das Ortsbild jedoch bis heute erhalten, und 13 aktive Fischer üben weiterhin ihren Beruf aus. Die maritime Volkskultur dieses Ortes zu dokumentieren und zu analysieren haben sich Stefanie Hose M.A. und Holger Janssen aus Kiel vorgenommen. Ihr Quellenmaterial besteht aus Akten des Lübecker Archivs, Objekten und Fotos, die im St. Annen Museum in Lübeck verwahrt sind, aus dem Haus Fischerweg 19, das 1967 ins Freilichtmuseum Molfsee übernommen wurde sowie aus der Fischerausrüstung der Familie Witt, die sich in den Volkskundlichen Sammlungen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig befindet, dort bis 1994 ausgestellt war und ab dem Herbst dieses Jahres auch wieder zu sehen sein soll. Besonders wichtiges Quellenmaterial sind jedoch sechzig handschriftliche Erinnerungstexte, Aquarelle und Zeichnungen von Herrn Witt sowie 23 Stunden aufgezeichnete Interviews mit demselben, die Holger Janssen vor mehr als 13 Jahren mit dem Fischer führte. Anreger dieser Gespräche waren damals Dr. Arnold Lühning und Dr. Ulrich Tolksdorf.

Der Ort Gothmund wurde 1502 zum ersten mal erwähnt; 1872 wurde er von einer Sturmflut gebeutelt, und 1893 zerstörte ein Feuer die Hälfte der Gebäude des Ortes. Die neuen Häuser entstanden etwas weiter vom Wasser entfernt mit einer harten Dachdeckung, und die Zweiteilung der Architektur ist auch heute noch augenfällig. Seit 1913 gehört Gothmund zu Lübeck. Stefanie Hose und Holger Janssen beschrieben in ihrem Vortrag die Häuser des Ortes, ihre innere Aufteilung sowie deren Nutzung. Es folgte eine Darstellung der verschiedenen Fangarten, mit dem Wadenkahn - kurze Zeit als Ringwade - oder mit dem Lüttkahn zum Fangen von Hering und Aal. Über 100 Wadenzüge waren um 1890 festgelegt, die nur einer begrenzten Anzahl von Personen bekannt waren. Die Netze wurden selbst ausgeflickt, die Familien halfen bei der Bestückung der zahlreichen Köderhaken; weitere Vor- und Nacharbeiten der Fischzüge wurden oftmals in Gemeinschaftsarbeit ausgeführt. In der materiellen Volkskunde verbergen sich genau gegliederte Sozialstrukturen. Darauf aufmerksam zu machen, war Hose und Janssen sehr wichtig. Der Alltag der Gothmund-Bewohner war vom Rhythmus der Fischerei bestimmt. Die Frauen brachten die gefangenen Fische zum Verkauf auf den Lübecker Markt, und die Kinder ahmten die Tätigkeiten ihrer Eltern früh

spielerisch nach. Zu einem guten Teil bedingte die abgeschiedene Siedlungsstruktur des Ortes diese Verhältnisse.

An den Schluß ihrer Beschreibungen stellten Hose und Janssen einige Desiderate an weitere Forschungen. Notwendig sei es, alle Quellen kritisch zu betrachten und die subjektiven Erinnerungstexte in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Dies ist durch eine Kombination unterschiedlicher Forschungsmethoden zu erreichen. Ziel ihrer Untersuchung soll keine Ortschronik sein, so die Vortragenden, sondern eine Analyse der Veränderung der Lebens- und Arbeitsweise in Gothmund unter dem Einfluß der Umgebung.

Fragen des Publikums bezogen sich auf sprachliche Probleme der Interviewsituation, auf den Gebrauch von Platt- oder Hochdeutsch. Die Gespräche von 1984 sind mundartlich, heutige Befragungen würden nach Angabe der Referentin jedoch auf Hochdeutsch geführt werden. Holger Janssen konnte die Befürchtung, daß sprachliche Feinheiten bei der Verwendung von „Amtssprache“ verloren gingen, nicht ganz teilen. Die Kommunikation sei nicht zwangsläufig gestört bzw. intakt, je nach Verwendung der Sprache, es sei jedoch unbenommen, daß einzelne Begriffe in ihrer mundartlichen Form zu übernehmen seien.

Anton Englert M.A. berichtete über den 1969 gemachten Fund eines Anfang des 18. Jahrhunderts im norderdithmarsischen Hedwigenkoog gestrandeten Schiffes. Sein Vortrag gliederte sich in die Kapitel Befund - Funde - Interpretation bzw. Rekonstruktion des Schiffes und Rekonstruktion seiner Strandung. Eine Wehle, die sich nach mehreren Sturmfluten in den Jahren 1717-1720 hinter dem Deich im Hedwigenkoog gebildet hatte, sollte zu einem Staubecken umgebaut werden. Bei den Bauarbeiten 1969 stieß man auf ein Wrack. Die Bergung desselben gestaltete sich schwierig. Da sich weder Mittelalter- noch gar eine Neuzeitarchäologie bis dahin etabliert hatte, wurde nicht an allen Entscheidungsstellen der Sinn einer Dokumentation des Schiffes erkannt. Es gelang schließlich doch, das Schiff auszugraben, wonach es einen Winter lang auf dem Deich lag. Einige Teile des Schiffes aus dem Hedwigenkoog gelangten in das Archäologische Landesmuseum nach Schleswig, ein weiterer Teil befindet sich im Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf - der Rest kam wieder in die Wehle zurück und liegt dort bis heute.

Das Schiff ist etwa 14,5 m lang und hatte nach den Berechnungen von Anton Englert eine maximale Tragfähigkeit von über 30 Tonnen bei 16 Tonnen Eigengewicht. Dendrochronologische Untersuchungen ergaben, daß das Holz des Schiffes nach 1690 geschlagen wurde. Gute Vergleichsmöglichkeiten für den Schiffstyp sind leider nicht vorhanden. Unter den geborgenen Funden sind u.a. ein Fensterrahmen mit barocker Akanthusornamentik, eine Kochkiste mit zwei Lagen Ziegelsteinen, unter denen sich Sand befindet zum Kochen auf offener Flamme, ein Henkeltopf, eine Scherbe eines Tellers, zwei Schuhsohlen, eine Tonpfeife, deren Stempelung eine Datierung auf 1715,

plus/minus fünf Jahre zuläßt, mehrere Faßdeckel mit Marken (Heringsfässer), Bruchstücke von Faß- und Eimerreifen, einige Stücke Torf, Reste von 56 Schellfischen, die wohl die geladene Ware des Frachtschiffes waren und der verzierte Griff eines Kurzschwertes, der außerhalb des Schiffes gefunden wurde. Für die Strandung des Schiffes bieten sich verschiedene Erklärungsmuster an. Recht sicher ist, daß es bei einer der verschiedenen Sturmfluten zwischen 1717 und 1720 gesunken ist. Diese Fluten vernichteten seinerzeit 80 % der Höfe im Hedwigenkoog, wie z.B. aus Kirchenbüchern hervorgeht.

In der Diskussion wurden Fragen an Englert gestellt, warum das Holz des Schiffes nicht gleich nach seiner Strandung als Brennmaterial verwendet und warum das Schiff, dessen Existenz jedenfalls vage schon lange bekannt war, nicht früher geborgen wurde. Antworten darauf konnten jedoch nur hypothetisch bleiben. Anton Englert betonte, daß mehr gestrandete Schiffe geborgen werden könnten, wenn die Funde gemeldet würden. Der Beitrag von Dr. Reinhardt Goltz lautete „Von ‚Seefahrt ist not!‘ bis ‚Sünn in de Seils‘. Zur Literarisierung maritimer Lebenswelten“. Am Beispiel eines Zeitungsartikels machte Goltz den unsensiblen Sprachgebrauch in bezug auf ein maritimes Milieu deutlich und die Vorstellung davon, daß der Norden sich angeblich gern mit maritimen Symbolen schmückt. Frage ist nun aber, wie es dazu gekommen ist. Einen Anteil daran hat gewiß die Rezeption von Seefahrerliteratur, in der die Welt der Seefahrer als eine hermetische, mit Fachausdrücken und -vorgängen, die dem unbedarften Leser ein Geheimnis bleiben, erscheint. Fiktion und Fakten werden zu einem erfolgreichen Klischee gemischt. So kreierte zum Beispiel Hans Kienau in seinem Roman „Gorch Fock“ das Bild des Fischerortes Finkenwerder, in dem 1887 tatsächlich mehr als 180 Fischer wohnten, heute jedoch nur noch vier. Trotzdem lebt die Vorstellung von Finkenwerder als einer idyllischen Fischermetropole weiter. Maler des Hamburger Künstlerclubs entdeckten Finkenwerder früh für sich und hielten die noch weitgehend ungestörte Natur bildlich fest, bevor sie dem Einfluß der Industrialisierung zum Opfer fiel. Die Literarisierung des Ortes setzte um die Jahrhundertwende ein, und die Abbildung von „gelebtem Leben“ war die Absicht Kienaus, dessen gestalterische Mittel, z.B. die Beibehaltung von Ortsnamen und die Verwendung von üblichen Personen- und Schiffsnamen, Realitätsnähe schaffte, wie auch die Autobiographisierung der Erzählung, die dem Geschehen eine besondere Glaubwürdigkeit verlieh. Die Gesellschaft der Fischer ist bei Kienau rein männlich besetzt mit moralischen Menschen, die an ihren fachlichen Kompetenzen zu messen sind - doch von ihrer konkreten, oftmals eintönigen Arbeit erfährt das Lesepublikum wenig.

Die literarische Präsentation Finkenwerders wirkte auch auf das Selbstbild der Bewohner zurück und dieses Bild hat, so Goltz, eine längere Lebensdauer zu erwarten als das reale.

Aus dem Publikum kam die Frage, ob im „Gorch Fock“ allein geschönte Beschreibungen wiedergegeben werden oder ob ihnen auch ein gewisser Wahrheitsgehalt zugemessen werden kann. Reinhardt Goltz warnte davor, „Gorch Fock“ als Seefahrerquelle für die volkskundliche Forschung zu verwenden, da hier in erster Linie Klischees bedient würden.

Im Anschluß an die Vorträge ergab sich eine sehr lebhafteste Abschlusdiskussion. Wie soll die Zukunft der „maritimen Volkskunde“ aussehen? Nils Hansens Forderung der festen Verankerung der Thematik verstärkte sich zu der einer Etablierung eines eigenen Faches, da sämtliche Bereiche der Volkskunde in der maritimen Kultur nachzuvollziehen seien. Unterstützend würden hierbei Fachorgane (Zeitschriften z.B.) wirken, die anders als die meisten Museen mehr als nur Technikgeschichte berücksichtigen sollten. Der Austausch mit Praktikern wurde positiv wie auch problematisch gesehen. Diese Personen verfügen über ein immenses Wissen und natürlich über viele Objekte, sind aber zumeist Individualisten, deren Fragestellungen denen der Volkskunde nicht immer nahe stehen.

Wie lauten allerdings die Fragen und wie definieren wir „maritime Volkskunde“? Sie muß über nationale Grenzen hinaus sehr weit gedacht werden und alles berücksichtigen, was vom Meer geprägt ist. Ob nun allerdings die Klärung des Begriffes und dessen Einordnung in größere Konzepte wie zum Beispiel „regionale Identität“ der Arbeit der Dokumentation voran gehen sollte, darüber teilten sich die Meinungen. Die Gefahr eines drohenden puren Dokumentations-Aktionismus ist sicherlich nicht besonders groß; es ist im Gegenzug aber sehr zu hoffen, daß konzeptionelle Gedanken, die der „maritimen Volkskunde“ eine deutlichere Kontur verleihen würden, in stärkerem Maße zur Formulierung gelangen.

Vortragsreihe

Manch eine/r wird die lange in der TOP geführte Vortragsreihe von Mitgliedern der GVSH vermissen. Die Nachfrage war aber so gering, daß in Zukunft darauf verzichtet wird, die Vorträge hier abzdrukken.

Trotzdem wird die GVSH weiterhin die Vermittlung von Vorträgen übernehmen. Mitglieder, die volkskundliche Themen anzubieten haben, bitten wir um Nachricht, damit wir bei Anfragen eine breite Palette anbieten können.

Vorträge oder Vortragsreihen zu besonderen Gelegenheiten werden wir - wenn es zeitlich paßt - auch weiterhin veröffentlichen. Wir bitten ggf. um Benachrichtigung, damit wir die Termine aufnehmen können.

Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, daß Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 04302-279 oder Fax 04302-9439 mitteilen.

Hans-Heinrich Krüger Kreuzhorst 1 31547 Rehburg-Loccum	Karin Haist Maurienstraße 19 22305 Hamburg	Heike Brümmer Münstereifeler Str. 53879 Euskirchen
Regina Löneke M.A. Händelstraße 6 Göttingen	Marie-Luise Thomsen Südring 14 24357 Fleckeby	Jenny Dümon M.A. Holtener Straße 323 24106 Kiel
Regina Schulz-Giese Projensdorfer Str. 2 24106 Kiel	Regina Rohde Klingbergstraße 3 25832 Tönning	

Schriftenreihe

der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Vorstand und Beirat haben beschlossen, eine Schriftenreihe herauszugeben. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Strukturwandel auf dem Land**, Beiträge der Herbsttagung 1994, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 90 S., br., mit einem Titelfoto und einigen Abb., ISBN 3-928326-09-0 (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 1). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute**. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. 93 S., br., mit 43 Fotos und einer Einf. v. Doris Tillmann. Großbarkau 1997. ISBN 3-928326-17-1 (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 2). Verkaufspreis 20,00 DM (für Mitglieder 12,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Gebaute Welten**. Beiträge der Herbsttagung 1996, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 106 S., br., mit 18 Fotos und div. Abb., ISBN 2-928326-18-x (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 3). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Aus *Forschung und Lehre*

Frauenleben in Nordfriesland zur Zeit des Wal-/Robbenfangs und der Handelsschifffahrt (17. bis 19. Jahrhundert)

Ines Weissenberg

Mit diesem Arbeitstitel habe ich unter der Betreuung von Frau Prof. Dr. Silke Göttisch am Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit einem Dissertationsvorhaben begonnen, das ich im folgenden kurz vorstellen möchte.

Seit dem 14. Jahrhundert gab es für die Nordfriesen neben der Landwirtschaft hauptsächlich drei Erwerbsquellen: den Heringsfang vor Helgoland, die Salzsiederei und den Handel. Doch gegen Mitte des 16. Jahrhunderts verließen die bis dahin unerschöpflich scheinenden Heringsschwärme die Fanggründe um Helgoland. Die übrigen wichtigen Verdienstmöglichkeiten gingen mit der gewaltigen Sturmflut des Jahres 1634 verloren. Große Teile Nordfrieslands wurden zerstört, der fruchtbare Marschboden der Insel Alt-Nordstrand, der Kornkammer Nordfrieslands, zerschlagen. Damit waren der Getreideanbau und die Viehzucht stark eingeschränkt, und der Exporthandel kam zum Erliegen. Die Folge war, daß der größte Teil der Männer den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien in fremden Diensten fern der heimatlichen Inseln zu verdienen suchen mußten. Sie wandten sich der Seefahrt, und insbesondere dem seit 1645 im großen Stil betriebenen Walfang zu, der von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis in das 19. Jahrhundert hinein das gesamte Leben der Menschen auf den Inseln und Halligen prägte. Er brachte zwar relativ großen Wohlstand, aber auch viel Elend und Leid. Denn viele Ehemänner, Väter, Söhne, Verwandte und Freunde kamen bei der gefährvollen Arbeit ums Leben.

Über dieses, oft einseitig als „golden“ bezeichnete Zeitalter Nordfrieslands gibt es eine Fülle an Literatur, die sich aber vornehmlich mit dem Walfang und der Seefahrt, also dem männlichen Tätigkeitsbereich, beschäftigt. Auf das Leben der Frauen, die während der langen Abwesenheit ihrer Männer - gerade in der arbeitsintensivsten Zeit vom beginnenden Frühjahr bis zum Spätherbst - auf sich allein gestellt in einer gänzlich unüblichen Weise gefordert waren, wird selten mit mehr als ein paar Sätzen eingegangen - selbst wenn die außergewöhnliche gesellschaftliche Stellung der nordfriesischen Frauen anerkannt wird. Den bisher einzigen Überblick direkt zum Thema gibt Wanda Oesau auf den knapp sechzig Seiten ihres im Pathos der Zeit geschriebenen Buches „Deutsche Grönlandfahrerfrauen aus dem 17. bis 19. Jahrhundert“ (Wyk / Föhr 1949).

In meinem Dissertationsprojekt geht es nach Sichtung der vorhandenen Literatur - dabei werden auch vor allem dänische Publikationen als Vergleichsmaterial herangezogen - darum, die für Nordfriesland bisher nur oberflächlich beschriebenen Verhältnisse in Bezug auf das Leben der Frauen mit Hilfe von archivalischen Quellen eingehender zu untersuchen. Es ist zu vermuten, daß Frauen in dem Nordfriesland betreffenden Archivmaterial häufiger in Erscheinung treten als anderenorts, da sie in Abwesenheit ihrer Männer auch den öffentlichen Vorstand des Haushalts übernahmen. Eine weitere wichtige Quelle sind die Grabsteine, die noch in großer Zahl auf den nordfriesischen Inseln vorhanden sind. Ferner wäre denkbar, daß Privatpersonen in Nordfriesland noch relevante Unterlagen (alte Rechnungen und sonstige Dokumente, Briefe, Tagebücher, Fotos etc.) besitzen und diese für die Untersuchung zur Verfügung stellen würden bzw. sogar noch selbst Auskunft erteilen könnten.

Zunächst ist zu klären, wie sich die Arbeits- und Geschlechterrollen durch die lange Abwesenheit der Männer geändert haben, d.h. welche Aufgaben und Tätigkeiten wurden als weiblich oder männlich angesehen und welche Verschiebungen und möglicherweise damit einhergehenden Spannungen hat es gegeben, wenn die Männer den Winter über - bzw. nach Rückgang des Walfangs im 19. Jahrhundert wieder ganzjährig - zu Hause waren. Beispielsweise wäre denkbar, daß die Männer, die sich nicht mit den täglichen Aufgaben an Land auskannten, sich ausgeschlossen fühlten und daher vielleicht engen Kontakt mit den anderen Männern hielten und bestimmte Tätigkeiten als weiblich abtaten. Dies deutet sich in der Literatur in bezug auf die Landwirtschaft an. Andersherum ist vorstellbar, daß die Frauen Kompetenzen, die ihnen bei Abwesenheit der Männer zufielen, nicht einfach wieder abgeben wollten. Dabei wäre interessant, ob sich insgesamt ein höheres Selbstbewußtsein der Frauen abzeichnet, was sich vielleicht auch in dem langen Festhalten an der Tracht widerspiegelt.

Weiterhin wäre nach besonderen Organisationsformen der Frauen zu fragen, d.h. ob es eine Art Nachbarschaftshilfe gegeben hat, um die im Prinzip doppelte Arbeit besser bewältigen zu können, oder ob andere Bewältigungsstrategien existierten. Dabei wäre auch die Rolle der ebenfalls zurückgebliebenen, zumeist wohl älteren Männer und die der sehr zahlreichen Kinder zu untersuchen. Auch wird es vermutlich besondere Fürsorgeformen gegeben haben, die den Frauen Unterstützung boten, deren Männer oder Söhne auf See umgekommen waren. Dies dürfte vor allem für die Frauen einfacher Seeleute von Bedeutung gewesen sein, die im Gegensatz zu Schiffer- bzw. Kapitänsfrauen über keine oder nur wenige Sicherheiten verfügten. Die soziale Differenzierung ist natürlich für die gesamte Untersuchung vorzunehmen. Wichtig wäre auch, mögliche Unterschiede der Verhältnisse bei Seefahrerfamilien und bei Familien, die nicht an der Seefahrt beteiligt waren, zu klären. Dabei ist auch ein Vergleich mit dem nordfriesischen Festland einzubeziehen, auf dem die Seefahrt eine geringere, die Landwirtschaft dafür eine höhere Bedeutung gehabt hat.

Als letztes Beispiel einer Fragestellung sei die Wiederverheiratung der Frauen angeschnitten, die ihren Ehemann auf See verloren hatten. In der Literatur finden sich darüber widersprüchliche Angaben, die der Klärung bedürfen. Einerseits heißt es, daß die Frauen kaum auf eine Wiederverheiratung hoffen durften und daß sie gänzlich unüblich war. Andererseits wird gesagt, daß Frauen häufig erneut heirateten, um wieder in einer abgesicherteren Position zu sein. Dafür finden sich auch Beispiele auf den nordfriesischen Grabsteinen. Möglicherweise deuten sich hier regionale oder soziale Unterschiede an.

Als Fortführung des Themas ließe sich noch das Bild der nordfriesischen Frau in der Heimatliteratur und in der Malerei untersuchen und in Beziehung zu den genauer beleuchteten historischen Verhältnissen setzen.

Über Anregungen und Hinweise, wo noch Informationen zum Thema zu finden sein könnten, bin ich jederzeit dankbar! Ines Weißenberg M.A., Brunstrade 7, 24114 Kiel

Forschungsvorhaben über die kulturellen und sozialen Verhältnisse von Landarbeitern im Herzogtum Lauenburg 1871 - 1933

Anke Mührenberg

Bei dem vorzustellenden Projekt handelt es sich um eine volkswissenschaftliche Dissertation. Auslösend für die Themenwahl ist die langjährige Beschäftigung mit Fragen aus diesem Bereich, die nicht unbedingt wissenschaftlich begründet war, da sie auch auf eigene Erfahrung als landwirtschaftliche Aushilfe zurückgeht. Zudem ist die Erforschung der Lebensverhältnisse von Landarbeitern in Deutschland allgemein ein Desiderat der Volkskunde. Denn Abhandlungen über den genannten Zeitraum beschreiben Landarbeiterverhältnisse aus historischer Sicht¹ oder das Leben von Landarbeitern in begrenzten Regionen vorwiegend im süddeutschen Raum², was sicher als Vergleich dienen kann, sich aber durch verschiedene Faktoren, wie zum Beispiel Begriffsunterschiede, andere historische und geographische Begebenheiten, vom Landarbeiterleben im nördlichen Deutschland gänzlich absetzt.

Der Begriff „Landarbeiter“ bedarf jedoch zunächst einer Definition. Er beinhaltet Knecht und Magd (Gesinde), besonders jedoch die ländliche Tagelöhnerschaft und städtisches Proletariat, welches in späterer Zeit zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen wurde³. Unter Gesinde versteht man im allgemeinen Personen, die häusliche und hofgebundene Arbeit verrichteten, ledig waren und im Hause eines Bauern o.ä. wohnten. Der Beruf des Landarbeiters dagegen entstand erst im Zuge der Agrarreformen am Anfang des 19. Jahrhunderts, vermehrt erst am Ende des 19. Jahrhunderts, meist auch begrifflich als Pendant zum Industriearbeiter.

In der Dissertation soll nun nicht historisch argumentiert werden, sondern es sollen soziale und kulturelle Bereiche im Vordergrund stehen, um ihre jeweiligen Funktionen im Leben der Landarbeiter im genannten Zeitraum zu erforschen. Dabei dienen folgende Fragen als eine Art Leitfaden: Wie gestaltete sich die Arbeit der Landarbeiter, wie wohnten sie, wie wirkten sich gerade zu dieser Zeit Arbeiterbewegung und sozialisti-

1 Gerd Vonderach, Landarbeiter im alten Deutschland. Münster 1997.

2 Vgl. Hermann Kaiser, Mägde, Knechte, Heuerling, Gesinde auf dem Land zwischen Weser und Ems, in: Dienstboten in Stadt und Land. Berlin 1982, S. 22 - 41. Von Dienstboten, Tagelöhnern, Hütekindern und Landarbeitern. Lebens- und Arbeitswelt der ländlichen Unterschichten. Herausgegeben vom Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck. Tuttingen 1993. Hermann Heidrich (Hg.), Mägde, Knechte, Landarbeiter - Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in Süddeutschland. Windsheim 1997.

3 Dies geschah besonders im Zuge der Landflucht am Beginn dieses Jahrhunderts.

sche Einflüsse aus, gab es auch eine Auswanderungswelle aus dem Herzogtum Lauenburg, wie stark war die Landflucht und wann setzte sie ein, wie sahen Familienleben und Freizeit aus?

Es gibt viele Gründe, das Herzogtum Lauenburg als Grundlage zu wählen. Es wurde erst 1875 in das Deutsche Reich eingegliedert, der Weg der Ablösung der Ritter- und Landschaft wie auch der adeligen Gerichtsbarkeiten war langwierig. Zudem herrschte bis zur „Vorläufigen Landarbeiterordnung“ von 1919 die Gesindeordnung vom 22. Dezember 1732, unter deren Reglement der Landarbeiter laut Definition jedoch gar nicht fiel⁴. Hinzu kommt die besondere Lage des Kreises Herzogtum Lauenburg als Nachbarland des ebenso agrarisch geprägten Mecklenburgs und angrenzend an die bedeutenden Städte Lübeck und Hamburg. Dies läßt auf eine starke Beeinflussung in bezug auf Ab- und Auswanderung schließen.

Um die genannten Fragen zu beantworten, werden folgende Arbeitsschritte vorgenommen. Zunächst ist das im Landesarchiv Schleswig, im Kreisarchiv Ratzeburg sowie in kleineren Archivgemeinschaften und Archiven der Güter reichlich vorhandene Aktenmaterial zu sichten, um es zu analysieren und zu interpretieren. Auch zeitgenössische Literatur ist reichlich vorhanden, da gerade in den 1880er und 1890er Jahren die Landarbeiterfrage einen hohen Stellenwert einnahm. Dazu gehören auch die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik, die eine sehr geeignete Quelle sind⁵.

Ebenso können Photos und andere Abbildungen aus dieser Zeit als Quellen dienen und Antwort auf die gestellten Fragen geben.

Die volkswundliche Feldforschung wird für die Bearbeitung dieses Themas zur Hilfe genommen, sie kann aber nicht einen so hohen Stellenwert einnehmen wie die archivalische Recherche, da sich schwerlich noch Leute finden lassen, die über ihre Erfahrungen als Landarbeiter vor 1914 sprechen könnten. Für den Zeitraum der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts haben sich dagegen schon ehemalige Landarbeiter zu Befragungen bereit erklärt.

Mit Hilfe der vorhandenen Quellen und den dargestellten Methoden soll eine weitere Lücke in der volkswundlichen Forschung Schleswig-Holsteins geschlossen werden.

4 Die Gesindeordnung galt explizit nur für das Gesinde, also Knecht und Magd, die übrige Landarbeiterschaft war bis zum Inkrafttreten des BGB im Jahre 1900 in diese Gesindeordnung unrechtmäßig eingebunden.

5 Insbesondere Max Weber, Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. (Preußische Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Großherzogtümer Mecklenburg, Kreisherzogtum Lauenburg). Dargestellt auf Grund der vom Verein für Sozialpolitik veranstalteten Erhebungen, Bd. 3. Leipzig 1892 (= Schriften des Vereins für Sozialpolitik 55).

Studierendentreffen in Kiel-Falckenstein

Dörte Anton für die Fachschaftsgruppe Volkskunde der Universität Kiel

Im Jugendferiendorf in Falckenstein am Fördestrand trafen sich ca. 20 Studierende der Fächer Volkskunde, Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie am verlängerten Wochenende vom 29. April bis 3. Mai. Die Idee dazu entstand auf dem letzten dgv-Kongress in Marburg im September letzten Jahres. Es war geplant, ab Beginn des Wintersemesters 1997/98 dieses Treffen in einer auswärtigen Gruppe thematisch und in Kiel organisatorisch vorzubereiten. Doch der Studentenstreik verzögerte den Beginn der Planungsarbeiten, da alle Fachschaften hier intensiv eingebunden waren (s. Artikel von G. Bartels & G. Turkowski). Die thematische Vorbereitung von der Organisation zu trennen, hatte sich in den letzten Jahren eingebürgert und war bis zu diesem Zeitpunkt auch erfolgreich gewesen. Doch in diesem Jahr klappte es mit dieser Arbeitsteilung leider nicht. Es kamen zwar einzelne Themenvorschläge bei uns an, zu deren Vorbereitung sich aber keine Fachschaft bereit erklärte. In Kiel aber waren ab Ende 1997 die Vorbereitungsarbeiten in vollem Gang. Der Fachschaftsgruppe erschien es sinnvoll aus gegebenem, traurigen Anlaß - nämlich den aktuellen Entwicklungen in der Hochschulpolitik -, als Thema die bedrückenden Studienbedingungen und Zukunftsperspektiven unseres Faches zu wählen und hier auch auf nationaler Ebene eine Diskussion und evtl. einen Konsens möglich zu machen. Dementsprechend sammelten wir Themen und Texte und erhielten auch noch Anregungen und Aufsätze von den anderen teilnehmenden Fachschaften. Nach der Anreise am Mittwoch abend, einem gemeinsamen Abendbrot und einer Vorstellungsrunde setzten die Teilnehmer aus Dresden, Freiburg, Tübingen, Frankfurt, Münster, Bonn und Kiel die zu behandelnden Themen und Aufsätze fest aus einer Auswahl, die vor allem die Kieler Fachschaft vorbereitet hatte. Themenschwerpunkte bildeten damit die Diskussion um die Einführung eines bachelor-Abschlusses (BA) im Fach Volkskunde, der Studentenstreik und die Publikation der Münsteraner Universität „Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend“, in der eine Auswertung von Umfragen zur aktuellen Studiensituation im Vordergrund steht. Schon zu diesem Zeitpunkt kristallisierte sich heraus, daß den Studierenden aus Süddeutschland die Diskussion um den BA-Abschluß lange nicht so vertraut war wie uns.

Am Donnerstag vormittag stand ein Besuch am Kieler Seminar für Volkskunde an. Hier wurden die Teilnehmer und Teilnehmerinnen von der Seminarleiterin Prof. Dr. Silke Göttisch, PD Dr. Andreas Schmidt, Prof. Dr. Kai-Detlev Sievers und Dr. Nils Hansen begrüßt. Ihnen wurde die Situation des Faches Volkskunde in seiner Größe, Geschichte und Ausrichtung an der Kieler Universität geschildert. Dr. Nils Hansen stellte den Studenten und Studentinnen das von K.-S. Kramer eingeführte und jetzt von ihm

betreute Quellenarchiv am Institut vor. Frau Prof. Dr. Götsch machte allen deutlich, daß am Kieler Seminar z. Zt. vor allem die Einführung eines bachelor-Abschlusses zusätzlich zum Magister-Examen diskutiert wird, genauso wie in Basel, Rostock und Bochum. Die auswärtigen Teilnehmer kannten diese Überlegungen noch nicht. Den bachelor of arts erlangenden Hochschulabsolventen in Großbritannien und Nordamerika nach 1 bis 2 Jahren Studium. Danach können sie entscheiden, ob sie schon aus der Universität ausscheiden und einen Beruf ergreifen oder noch ein weiteres Jahr studieren wollen, um den „MA“ (Master of Arts) zu erlangen. Die Absolventen in diesen Ländern sind durch die kürzere Studienzzeit wesentlich jünger als in Deutschland. Die Übernahme dieses Abschlusses an deutschen Universitäten wird im wesentlichen aus zwei Gründen diskutiert: a) Es soll eine größere internationale Vergleichbarkeit der Abschlüsse erlangt werden; b) in Deutschland sollen die Studienzeiten deutlich verkürzt werden.

Nach einer Stärkung in der Kieler Mensa nahmen die Studierenden die Diskussion an ihrem Tagungsort Falckenstein auf. Anhand zweier Modelle, nämlich dem Modell zur Einführung des MA und BA in Bochum und einem Modell aus Rostock, diskutierten wir die Vor- und Nachteile und vor allem den (Un-)Sinn eines BA-Abschlusses für geisteswissenschaftliche Fächer, wie der Volkskunde an deutschen Universitäten. Die Inhalte der Modell-Studienordnungen sehen eine stärkere Praxisorientierung mit Praktika, Projekten, EDV, modernen Fremdsprachen und berufsorientierten Lerninhalten vor. Der BA-Abschluß soll dann durch eine zusätzliche Prüfung nach dem 6. Semester, also zwei Semester nach der Zwischenprüfung erlangt werden, so daß die Studierenden sich bis zu diesem Zeitpunkt noch überlegen können, welchen Abschluß sie anstreben möchten. Andere Modelle sehen vor, daß sich die Studierenden schon bei Antritt ihres Studiums für den einen oder anderen Abschluß entscheiden sollen. Wieder andere geben besonders fleißigen und qualifizierten Studierenden den BA-Abschluß bei Erfüllung bestimmter Kriterien sozusagen als Bonbon dazu. Zwangsläufige Folge dieser Studiengänge wäre eine weitere Verschulung des Studiums an deutschen Hochschulen, denn es wäre in kürzerer Zeit mehr Unterricht zu bewältigen. Für den Studenten gäbe es weniger Freiheit bei der Wahl seiner fachlichen Interessen. Ähnlich wie an der Fachhochschule und Schule müßte in einer bestimmten Zeit eine festgelegte Anzahl und Art von Leistungsnachweisen erbracht werden. Eine höhere Berufsorientierung des Unterrichts in einem Fach wie der Volkskunde ist problematisch und auf keinen Fall unter dem Gesichtspunkt der Kostenneutralität zu bewerkstelligen. Die Absolventen dieses Faches gehen in so unterschiedliche Berufsfelder wie Medien, Museen, Veranstaltungsorganisation etc., die sich wiederum in viele Unterbereiche mit ganz unterschiedlichen Anforderungen gliedern. Die Not macht es für viele zur Tugend, auch in fachfremden Bereichen Arbeit zu suchen. Somit ist eine kostenneutrale Berufsorientierung unmöglich, es sei denn die Institute würden ihre Ausbildung strikt an der Nachfrage und den Anforderungen bestimmter Institutionen ausrichten.

Die Studierendenvertreter der Fächer Volkskunde, Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie stehen der Einführung eines BA-Abschlusses skeptisch gegenüber. Sie halten die Vergleichbarkeit eines solchen Abschlusses in Deutschland mit denen anderer Länder für nicht gewährleistet, denn schließlich unterscheiden sich nicht nur der Name und die Dauer des Abschlusses, sondern bereits die Struktur der Ausbildungssysteme selbst. Gründe für die langen Ausbildungszeiten in Deutschland sind nicht in angeblich überholten Studienabschlüssen oder sogar bei den an wissenschaftlicher Ausbildung angeblich nicht interessierten Studierenden zu suchen, sondern sind bedingt durch formale Hindernisse, die den reibungslosen Ablauf eines Studiums behindern. Exemplarisch seien hierfür genannt,

1. die Vergabe von Seminarplätzen per Los aufgrund von Überfüllung (auch hier in Kiel!),
2. der relative Mangel an jedoch obligatorischen Exkursionen bei gleichzeitiger Verteuerung derselben,
3. das geringe, sich überschneidende Lehrangebot der einzelnen Fächer, so daß zwei Leistungsnachweise gegebenenfalls nicht im gleichen Semester erbracht werden können,
4. die überzogenen Lateinanforderungen und
5. - hier an letzter Stelle genannt, aber im wirklichen Studentenleben mit Sicherheit an erster Stelle stehend - die ewigen Geldsorgen, die jeden Studierenden dazu zwingen, einen mehr oder weniger großen Teil seiner Studienzzeit Nebenjobs zu opfern.

Dieser letzte Grund macht es auch vielen unmöglich, während der Studienzzeit Praktika zu absolvieren, da diese in der Regel unbezahlt sind. Auch strukturell hielten die Studierendenvertreter das BA-Modell, das seinen Ursprung in den Natur- und Wirtschaftswissenschaften hat, in einer Geisteswissenschaft wie der Volkskunde für nicht sinnvoll, denn hier bedingen sich (Aus-)Bildung und freie Lehre unmittelbar. Dem stünde die zunehmende „Verschulung“ der Lehre an den Universitäten bei einem BA-Abschluß entgegen.

Positiv sehen die Studierendenvertreter dagegen Studienreformen, die ein größeres Angebot an EDV-Kursen, modernen Fremdsprachen und ausführlichen Einführungskursen bieten, die die Methoden der Volkskunde und das wissenschaftliche Arbeiten vermitteln. Intensive Studienberatungen vor und während des gesamten Studiums halten wir für geeignet, die hohen Studienabbrecherquoten zu reduzieren. Die Einführung eines neuen Abschlusses ist dafür aber nicht zwingend notwendig und wird abgelehnt.

Am Freitag stellte Wolfgang Jung von der Universität Münster die Studie „Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend“ vor, die Anfang dieses Jahres bei Waxmann erschien. In dieser Studie werden die Resultate von Umfragen an allen

Volkskunde-Seminaren Deutschlands präsentiert. Von fast 3.000 verteilten Fragebögen konnten 777 ausgewertet werden. Erfragt wurden z. B. die Nebenfächer der Studierenden und ihre Gründe für die Wahl des Faches Volkskunde als Hauptstudienfach. 28,4 % der Befragten hatten historische Nebenfächer; jeweils 19,4 % kunsthistorische und germanistische; 17,9 % sozialwissenschaftliche; 11,1 % medienwissenschaftliche; 10,4 % ethnologische. Als Hauptmotivationen für das Volkskundestudium nannten die meisten das Interesse an den Inhalten des Faches und das Verstehen und Lösen gesellschaftlicher Probleme; unwichtig erschien ihnen dagegen die Hoffnung auf einen sicheren Arbeitsplatz oder auf ein hohes Einkommen. Bei der Frage nach dem Berufsziel gaben 45,9 % Medien an, 43,8 % Kulturarbeit und 34,1 % Museum. Die Nähe der Volkskunde zu ihren anderen Fächern schätzten die Studierenden hoch zur Soziologie, Ethnologie und Geschichte ein, gering dagegen zu Kunstgeschichte, Germanistik und Politologie. Die Studie ergab, daß die meisten Studierenden 4 Semester als angemessene Dauer für das Grundstudium ansehen, das Hauptstudium dagegen 5 - 6 Semester betragen sollte. Gegen eine feste Begrenzung der Studiendauer sprachen sich fast alle Studierenden aus. Geteilt sind die Meinungen zur Zwischenprüfung und zum Magisterexamen. Etwa die Hälfte befürwortet diese Prüfungen.

50 % der Studierenden würden aber klarere Vorgaben für das Grundstudium befürworten. Hieran knüpfte sich noch einmal eine Diskussion unter den Vertretern, die eine Annäherung der Grundstudien der Fächer Volkskunde, Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft und Kulturanthropologie begrüßen würden. Von den derzeit üblichen Veranstaltungsformen (Exkursionen, Proseminare, Seminare, Projekte, Vorlesungen, Hauptseminare, Übungen, Tutorien, Kolloquien, Praktika) wurden die Exkursionen (45 %), Proseminare und Projekte (25 %) und Seminare (23 %) besonders positiv bewertet. Im Lehrangebot vermißt wurden dagegen vor allem Seminare mit praktischen Elementen, wie z. B. dem direkten Umgang mit Forschungsobjekten. Die Frage nach der Bewertung der einzelnen Studieninhalte zeigte große Unzufriedenheit. Meistens wurde das zu geringe Angebot an Lehrveranstaltungen bemängelt. Insbesondere gilt dies für den Bereich der praktischen Umsetzung von Forschungsergebnissen, des Gelernten und der Berufsvorbereitung. Es besteht großes Interesse an praxisbezogenen Lehrinhalten, auch wenn die Studie Lehrende zitiert, die das Gegenteil behaupten. Gewünscht wird vor allem auch die Auseinandersetzung mit den sog. neuen Medien und eine stärkere Berücksichtigung aktueller wissenschaftlicher oder auch politischer Themen. Am Samstag setzten sich die Studierendenvertreter auf Wunsch der Augsburger Fachschaft noch einmal mit dem Streik auseinander. Die Augsburger hatten hier im Rahmen ihrer „Augsburger Volkskundlichen Nachrichten“ ein Streik-Resümee erstellt, in dem die meisten Fachschaften aus Deutschland ihre Aktivitäten und Erfahrungen während des Studentenstreiks im Wintersemester 1997/98 und ihre aktuelle Studiensituation dargestellt haben. Gefragt war nun eine bundesweite Stellungnahme zum Streik

für eine geplante zweite Auflage und außerdem eine Spende zur Finanzierung der alten und der neuen Auflage. Das Plenum hielt hierfür eine progressive Auseinandersetzung mit der Thematik für zwingend notwendig, konnte diese aber nicht innerhalb so kurzer Zeit leisten. Hierzu wäre eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem neuen Hochschulrahmengesetz notwendig gewesen, was aber selbst bis zum Redaktionsschluß des Streik-Heftes kaum möglich war. Jedoch sind alle Fachschaften dazu angehalten, inhaltlich das neue Gesetz und seine möglichen konkreten Auswirkungen auf das jeweilige Institut/Seminar herauszuarbeiten, so daß auf der nächsten Tagung im folgenden Jahr ein nationales Meinungsbild und ein facheinheitlicher Konsens hierzu und zum Stand der Volkskunde heute erarbeitet werden kann. Alle Teilnehmer erklärten sich zu einer Spende von insgesamt 100 DM an die Augsburger Fachschaft für das Streikheft bereit.

Unterhaltende Abwechslung für die „heißen“ Diskussionen waren in erster Linie natürlich das wunderbare Wetter und die schöne Lage des Jugenddorfes direkt am Strand in Falckenstein. Einige besonders von der Diskussion erhitzte Tagungsteilnehmer suchten Abkühlung bei einem Bad in der 7° C (!) kalten Ostsee. Donnerstag abend tanzten einige in der Kieler Innenstadt in den Mai. (Ein traditionelles Maifeuer konnten wir außer den zahlreichen Lagerfeuern am Strand nicht aufreiben.) Abgerundet wurde der Abend durch den Besuch des legendären Imbisses „Aurette“ in der Kieler Bergstraße (Feldforschung zur Esskultur - eins der damals vorgeschlagenen Themen für unsere Tagung). Neben dem Besuch des Seminars für Volkskunde boten wir den Tagungsteilnehmern alternativ eine Fördedampferfahrt mit Wanderung auf dem Fördewanderweg von Möltenort nach Laboe oder einen Besuch im Freilichtmuseum Molfsee mit Führung von einem Kieler Kommilitonen. Strahlender Sonnenschein, blauer Himmel und das Meer sprachen alle auswärtigen Teilnehmer so an, daß sie einstimmig für die Fördedampferfahrt stimmten und wir zu unserem großen Bedauern die Führung durch das Freilichtmuseum absagen mußten. Ein alternativer Stadtrundgang mit dem Arbeitskreis „Asche-Prozeß“ am Samstag Mittag führte uns vom Rathausplatz zum Hiroshima-Park, am Polizei-Gefängnis und Schrevenpark vorbei, wo früher die Kieler Synagoge stand, zum Eichhof-Friedhof, auf dem Gräber und Gedenktafeln an die Opfer des Nationalsozialismus in Kiel erinnern. Einige hundert Menschen kamen in dem Arbeitserziehungslager Nordmark ums Leben, das sich in Kiel Russee befand, so z. B. drei junge, befreundete Arbeiter, die sich gegenseitig beschuldigten, Feindsender gehört zu haben. Eine Gruppe von slawischen Zwangsarbeiterinnen und deren Kinder kam bei einem Bombenangriff am 25.07.1944 in Kiel-Elmschenhagen ums Leben, als eine Bombe, die eigentlich den Rüstungsindustrien am Wasser gedacht war, genau in ihre Baracke einschlug. Attentaten fielen die jüdischen Anwälte Spiegel und Eggerstedt zum Opfer. Sie wurden in ihren Wohnungen oder wie viele andere im Gewahrsam der SS liquidiert. Die Kieler Synagoge am Schrevenpark, die Ende letzten Jahrhunderts erbaut worden war, wurde in der

Reichskristallnacht in Brand gesteckt und ein Wiederaufbau oder eine Instandsetzung verhindert.

Am Samstag abend fand die Abschlußbesprechung zu unserer, trotz der relativ geringen Beteiligung, erfolgreichen Tagung stimmungsvoll am selbst entfachtem Strand-Lagerfeuer statt. Dabei haben wir natürlich nicht vergessen, den Tagungsort für nächstes Jahr auf Münster festzulegen. Es hat sich auch schon spontan eine kleine Gruppe bereit erklärt, die inhaltliche Vorbereitung des Themas „Essen“ vorzunehmen. Also bleibt zu hoffen, daß unter diesen günstigen Vorbedingungen im nächsten Jahr die Arbeitsteilung wieder klappt und sich alle Teilnehmer aus diesem Jahr und noch viele mehr treffen. Uns haben Vorbereitung und Durchführung trotz Höhen und Tiefen sehr viel Spaß gemacht. Ganz herzlich bedanken möchten wir uns an dieser Stelle für die finanzielle Unterstützung durch die GVSH und zweier Vorstandsmitglieder, die uns eine für die auswärtigen Teilnehmer kostengünstige Durchführung ermöglichte.

Aus dem Seminar für Volkskunde

Magisterarbeiten

Sigrun Clausen, Lokale Jugendmusikkultur im Spiegel der Kieler Nachrichten sowie anderer Kieler Printmedien (1985-1995).

Christiane Lage, Fanverhalten und Konstruktion von Wirklichkeit. Boygroups als Phänomen der Jugendkultur.

Silke Strecker, Fremdbilder Jugendlicher in Göteborg und Kiel. Eine vergleichende Analyse.

Dissertationen

Marion Bejshowitz-Iserhoht, „Auf zwei Stühlen.“ Studie zur Akkulturation junger türkischer Frauen in Kiel.

Renko Buß, Der Wandel im suburbanen Wohnen und Bauen seit der Industrialisierung am Beispiel des Kieler Stadtteils Elmschenhagen.

Silke Kral, Ehe und Familie 1945 bis 1965 in Schleswig-Holstein.

Anke Mührenberg, Die kulturellen und sozialen Verhältnisse von Landarbeitern im Herzogtum Lauenburg 1871 - 1933.

Ines Weißenberg, Frauenleben in Nordfriesland zur Zeit des Wal-/Robbenfangs und der Handelsschiffahrt (17. bis 19. Jahrhundert).

„Wir sind nicht niedlich“

und „Wir brauchen mehr als nur Verständnis“!

Streik der Volkskunde-Studierenden in Kiel.

Gabi Bartels und Guntram Turkowski

Auch wir, die Studierenden und Fachschaftsmitglieder des Faches Volkskunde, stimmten in der Vollversammlung für einen Streik angesichts der Misere im Hochschulbetrieb und aus Solidarität mit der bereits streikenden Erziehungswissenschaftlichen Fakultät (EWF) an der CAU. An deren Beispiel hatten wir gesehen, wie willkürlich mit einer ganzen Fakultät umgesprungen werden kann, wenn sich daraus politische Vorteile jedweder Art erringen ließen, so z.B. die Standort-Verlegung der Lehramtsausbildung nach Flensburg gegen alle Vernunft und den Protest der Studierenden wie auch der Lehrenden. Ebenso die Diskussion um zukünftige Studiengebühren, der weiteren Beschneidung des BAfÖGs und einer Änderung des Hochschulrahmengesetzes, das unsere Mitbestimmungsrechte stark beschneiden soll, ließ uns nicht länger still halten. Allerdings müssen wir schon hier hinzufügen, daß wir nicht sicher sind oder waren, ob wir damit eine Mehrheit vertreten, denn in den regelmäßigen Aufrufen der Fachschaft zu Aktionen der VolkskundlerInnen wurden auch immer wieder gequälte Gegenstimmen laut, denen unser Engagement schlichtweg „auf den Geist ging“. Wir vermuten und hoffen, daß dieses an der geringen Information über die Auswirkungen der Reformpläne begründet liegt und mehr noch an der stetigen Gewöhnung an diese Verhältnisse. Besonders die jüngeren Semester haben unter denkbar schlechten Bedingungen ihr Studium aufgenommen, sich von Beginn an durch Nebenjobs mit- oder ausschließlich finanziert, so daß ihnen eine weitere Verschlechterung nur logisch und unabwendbar erscheinen mag. Aber die Fachschaft ist der Meinung, daß das so nicht sein darf. Der derzeitige Stellenwert von Bildung als Marktwert, der einzig an seiner Effizienz und Einsetzbarkeit für den Wirtschaftsstandort Deutschland gemessen wird, die Uni als Ausbildungsort für qualifizierte und sofort einsetzbare Manager und Ingenieure, kann das alleinige Ziel unseres Landes sein? Bildung ist ein Gut, das finanziert werden muß, auch wenn das Geld in den Staatskassen knapp ist. Bildung ist ein ideelles Gut, daß unsere Zukunft bedeutet, auch wenn VolkskundlerInnen mit den Nebenfächern Kunstgeschichte und Geschichte o.ä. anscheinend keinen besonders hohen Wert für Unternehmen, wie beispielsweise Siemens oder die Deutsche Bank darstellen. Mit unseren Aktionen wollten wir zumeinen die Kieler Bevölkerung aufmerksam machen und beweisen, daß wir diese Zeit des Streiks nicht nutzten, um „faul in unseren Betten zu liegen“. Wir wollten im Straßenbild präsent sein und uns und unsere Probleme medienwirksam in Szene setzen. Auch unsere DozentInnen hielten, angekündigt über

die Kieler Nachrichten, ihre Veranstaltungen an öffentlichen Orten ab oder überließen es der Fachschaft, die Studierenden für alternative Tätigkeiten zu gewinnen. So paßte die Volkskunde-Professorin Frau Dr. Silke Göttisch kurzfristig ihr Vorlesungsthema der aktuellen Situation an und sprach zum Thema „Widerständigkeiten in Kiel“ vor zwei Mahnmalen des Widerstandes von 1918. Dr. Nils Hansen ließ auf unsere Bitte hin sein Hauptseminar „Maritime Volkskultur“ auf einem Fördedampfer stattfinden, die Referentin erhob ihre Stimme über den Motorenlärm, während Fachschaftsmitglieder Flugblätter an die übrigen Fahrgäste verteilten. Bei dieser Fahrt mußten wir feststellen, daß auf dem Oberdeck dieses Dampfers parallel eine Physik-Vorlesung abgehalten wurde. Im Kolloquium von Frau Göttisch verfaßten die Studierenden eine Mängelliste für das Seminar, das mit den Mängellisten der benachbarten Fachschaften dem Kanzler übergeben wurde. Darin wurde unter anderem die extreme Raumsituation im Volkskundese-minar beschrieben, die zur Unterbringung der Bücher in allen Räumen und auf dem Flur führt und damit die Benutzbarkeit der Bibliothek während der Seminare stark einschränkt. Die Proseminar-TeilnehmerInnen gingen, nachdem wir sie noch einmal gesondert über die derzeitige Situation aufgeklärt hatten, zu einer Märchenvorlesung in die Holtenerstraße: Sie lasen verschiedene Märchen vor und verteilten nebenbei Flugblätter an die PassantInnen. Der Seminarraum wurde zwischenzeitlich zur Transparent- und Plakatwerkstatt, dort entstanden Sprüche wie „Volkskunde ist wichtig“, „mit Verständnis können wir keine Bücher kaufen“ etc., die in den Fenstern des Seminars hingen und als Plakate auf den zahlreichen Demos durch die Stadt getragen wurden. Im Rahmen der zweiten Streikwoche begannen verstärkt uniweite Aktionen, die eine größere Teilnehmerzahl und damit mehr öffentliches Interesse erwarten ließen. Dafür planten einzelne Fachschaften oder Arbeitsgruppen eine Aktion, setzten den Termin fest und machten ihn im AStA und an den Informationsständen im Audimax bekannt. Die Volkskunde-Fachschaft folgte hier dem Drängen vieler Studierender, keine öffentliche Aktion zu veranstalten, die die Bevölkerung „gegen die Sache“ einnehmen könnte. Wir wollten also den normalen Betrieb nicht stören, sondern Aufmerksamkeit erregen. So kam es, daß in wechselnder Besetzung an allen Samstagen im Dezember Laternenumzüge durch die Innenstadt stattfanden. Bei Wind und Wetter trafen sich hier Studierende aus verschiedenen Fakultäten, um mit einem umgedichteten Laternelied ihren Protest in die Dämmerung zu schicken. Sie wurden lautstark unterstützt durch Instrumentalisten, Bläser und spontane Freiwillige, die Trommeln aus dem EWF-Fundus schlugen. Der Effekt war dann sehr viel Neugierde von Seiten der Bevölkerung, die ihren Weihnachtseinkauf tätigen wollte und in der Mehrheit die verteilten Flugblätter annahm, um zu sehen, ob da „schon wieder die StudentInnen“ protestierten. Die dritte Woche kann man nur halbherzig als Streikzeit bezeichnen. Die Mehrheit der Studierenden blieb den Vollversammlungen fern, es kamen die ganz aktiven Streikenden, alle anderen nahmen wieder regulär an Veranstaltungen teil, dadurch konnten die

Abstimmungen nicht mehr wirklich die Meinung der gesamten Studierendenschaft repräsentieren.

Auch die Volkskunde-Fachschaft stellte ihre Aktivitäten im Seminar ein, um den Seminarbetrieb nicht mehr zu stören. Die Lehrenden waren nicht mehr bereit weitere Fehlzeiten zu akzeptieren und den meisten Studierenden fehlte jeglicher Ehrgeiz, dieses zu ignorieren und sich für die Durchsetzung studentischer Forderungen zu engagieren. Wir konzentrierten uns darum auf uniweite Aktionen, z.B. Spontan-Demonstrationen auf Verkehrsknotenpunkten. So waren an der halbstündigen Besetzung der Ecke Westring/Schützenwall/Autobahnauffahrt während des Feierabendverkehrs mehrere Volkskunde-Studierende beteiligt. Die Menschenkette versperrte die Kreuzung in alle Richtungen, so daß es kein vor oder zurück für die Autofahrer mehr gab. Sie reagierten mit Hupen, Pöbeln, massiven Androhungen von körperlicher Gewalt, und brachten mit Versuchen, die Kette mit Hilfe ihres Gefährts zu durchbrechen, ihre Wut und ihr Unverständnis über die Verkehrsbehinderung zum Ausdruck. Die äußerst spät anrückenden vier Polizeibeamten waren eher belustigt und halfen uns die Blockade aufzuheben, nachdem die geplante halbe Stunde vergangen war. Solche Aktivitäten fielen nicht mehr in die Kategorie „artige Volksbelustigungen“, sondern sollten die Ernsthaftigkeit unserer Bemühungen beweisen, frei nach dem Motto: „Wir sind nicht niedlich!“ Zum Abschluß möchten wir noch einmal die Forderungen der Studierenden zusammenfassen, die sich nicht allein mit „mehr Geld für alles“ beschreiben lassen. Wir schließen uns im folgenden der Bildungspolitischen Arbeitsgruppe der Institute für Soziologie und Politische Wissenschaft an, die dazu schreibt:

- „... doch Einsparungen im Bildungs- und Forschungssektor untergraben die Fähigkeit, Bildung und Ausbildung zu gewährleisten, und verhindern die allgemeinen, gleichen Zulassungsbedingungen an die Hochschulen für jeden. Unserer Meinung nach ist eine auf Chancengleichheit beruhende Zugangsmöglichkeit zur Bildung auf breiter Basis eine grundlegende Voraussetzung für Demokratie. Aus diesem Grunde fordern wir
- eine Hochschulbildung, die nicht ausschließlich auf die Interessen der Wirtschaft ausgerichtet ist
 - eine in diesem Sinne bedarfsorientierte Finanzierung
 - eine Reformierung und Demokratisierung der Hochschule
 - eine bedarfsorientierte BAföG-Anpassung
 - keine Einführung von Studien- oder Prüfungsgebühren
 - die Sicherstellung einer ausreichenden personellen und materiellen Ausstattung der Hochschulen
 - realistische Regelstudienzeiten und Prüfungsordnungen
- Wir fordern mehr als nur Lippenbekenntnisse, wir erwarten ein Umdenken in der Bildungspolitik und entsprechende Reaktionen von allen Verantwortlichen.“



Museen und Ausstellungen

„Kinder soll'n sich hübsch vertragen Nicht wie Hund und Katz sich jagen.“

Ein Bericht über die Ausstellung „Kinderspiel“ der Volkskundlichen Sammlung des Schleswig-holsteinischen Landesmuseums in Schleswig

Katja Stender

Zum Thema „Kinderspielzeug“ hat es schon vielfach Ausstellungen in schleswig-holsteinischen Museen gegeben: man denke in diesem Zusammenhang nur an die Ausstellung „Du bist dran - Spielen gestern und heute“, die das Landesmuseum in den Jahren 1992/3 auf Schloß Gottorf präsentierte. Zudem zeigen z.Zt., um nur zwei Beispiele anzuführen, das Schleswiger Stadtmuseum sowie das Kindheitsmuseum Schönberg Ausstellungen mit ähnlichen thematischen Schwerpunkten.

Mit Eröffnung der Ausstellung „Kinderspiel“ am 19. April diesen Jahres wird das Spektrum um eine vielschichtige Facette bereichert. Die Volkskundliche Sammlung des Landesmuseums präsentiert am Schleswiger Hesterberg eine als klassische Schau-sammlung konzipierte Ausstellung, d.h. in insgesamt fünf Vitrinen wird „altes“ Kinderspielzeug des 19. und frühen 20. Jhs. gezeigt. Ergänzt wird dieser eher kontemplative Bereich der Ausstellung durch ein museumspädagogisches Spielprogramm, das sich gleichermaßen an Jungen und Mädchen, vornehmlich im Grundschulalter, richtet. Die Ausstellung selbst erstreckt sich über zwei Räume, wobei für das museumspädagogische Spielangebot neben Mal- u. Basteltischen im zweiten Ausstellungsraum auch Außenflächen durch die Kinder genutzt werden dürfen und sollen.

Generell läßt sich zum Thema Kinderspielzeug anmerken, daß erst mit Beginn des 19. Jh. in sog. bürgerlichen Kreisen der Kindheit als einem besonderem Lebensabschnitt Beachtung geschenkt wurde. Gezielte Erziehung wurde zu einem wichtigen Faktor im Leben der Kinder, definierte man Kindheit nun explizit als Zeit des Lernens sowie des Erwachsenwerdens.

So rückte neben dem Elternhaus auch die Schule verstärkt in den Blickpunkt des Interesses, wo den Kindern neben dem zu erlernenden Stoff gleichzeitig auch Werte und Normen vermittelt werden sollten.

Im Rahmen der Familienerziehung waren solche Spielzeuge von großer Bedeutung, anhand derer die Kinder die Welt quasi als Mikrokosmos erleben und (un)bekannte Lebenssituationen nachahmen bzw. erproben konnten. Auf diesem Wege wurden den Kindern im familiären Umfeld Verhaltensregeln sowie unterschiedliche Rollen von

Mann und Frau nähergebracht, welche stark durch ein (bildungs)bürgerliches Weltbild geprägt wurden.

Daher liegt der thematische Schwerpunkt der Ausstellung in der Präsentation der verschiedenen Spielsachen von Mädchen und Jungen und - damit einhergehend - den jeweiligen geschlechtsspezifischen Erziehungszielen. Dies wird besonders im ersten Ausstellungsraum deutlich, der Kinderspielzeug für Mädchen und Jungen von der Biedermeierzeit bis ins 20. Jh. zeigt.

So finden sich an Mädchenspielzeug in diesem Teil der Ausstellung vornehmlich Gegenstände wie Puppen, Puppenstuben und Miniaturküchen.

In der Biedermeierzeit gängige Rollenvorstellungen wiesen den Mädchen und Frauen, analog zum bürgerlichen Frauenbild, den häuslichen Lebensbereich zu. Demnach war es Aufgabe der Frau, dem Mann zur Seite zu stehen und in „damenhafter“ Art und Weise wohlänständig zu repräsentieren. In der Praxis bedeutete dies, daß Frauen die Organisation des Haushaltes oblag.

In dem ausgestellten Spielzeug aus jener Zeit spiegelt sich eben jenes Verständnis wider: so dürfte die Biedermeierpuppe „Babette“ (ca. 1840) mit ihrem steifen und fragilen Porzellangesicht eher Vorbild des damenhaften Lebensstils denn „Liebhabobjekt“ mit Kuschelfaktor gewesen sein. Auch das 83teilige Fayencepuppengeschirr aus einer Rendsburger Steingutfabrik war wohl eher als Miniaturluxusgut und somit als Repräsentationsobjekt en miniature zu verstehen und nicht als richtiges Spielzeug. Hingegen ist Jungenspielzeug aus dieser Zeit kaum erhalten geblieben, was auch darin begründet sein könnte, daß Jungen gemeinhin ein größeres Maß an „lockerem Umgang“ mit ihrem Spielzeug zugestanden wurde.

Während der sog. Gründerzeit entwickelten sich die Spielwaren zu Massenprodukten und wurden somit auch breiteren Bevölkerungsschichten zugänglich. Noch immer ist das Vorbild „der“ bürgerlichen Welt bestimmend - die Lebensrealität armer Familien wird anhand des Spielzeuges nicht thematisiert. Zudem hält jetzt auch die Konsumwelt zunehmend Einzug in das noch junge Kinderzimmer, z.B. in Form von Puppenläden. In der Ausstellung findet sich zu dieser Periode ein gut erhaltener Puppenhutladen aus der zweiten Hälfte des 19. Jh. neben funktionstüchtigen Miniaturherden, Haushaltsgegenständen im Kleinformat und - natürlich - Puppen.

Küche, Kinder, Kleider - das waren die integralen Bestandteile der Mädchenerziehung. Vor allem Puppen dienten Mädchen als Identifikationsfiguren und boten zudem die Möglichkeit des Rollenspiels „Mutter und Kind“.

Jungen hingegen sollten über Ritter- und Soldatenspiele in die Kriegswelt eingeführt werden und auf diesem Wege ihren „kämpferischen Charakter“ ausbilden und schulen. Insbesondere Kriegs- und Abenteuerspielzeug teilte ihre Welt in zwei Lager: nämlich in das der Eroberer und das der Besiegten. Beim Cowboy- und Indianerspiel konnten so die militärischen Kardinaltugenden Mut, Furchtlosigkeit und Kampfgeist bewiesen



werden; Zinnfiguren hingegen sollten taktisches und kriegstechnisches Denken fördern: mit ihnen konnte man problemlos historische Schlachten nachstellen bzw. neue erfinden.

Mit Beginn des 19. Jh. trat zudem eine zunehmend nationalpolitische Ausrichtung des Kriegsspielzeugs zutage. Über dieses funktionale Mittel wurden Kinder während der Weltkriege auf „spielerische Art und Weise“ in das Kriegsgeschehen eingebunden, wobei - zur Freude vieler Erwachsener - eine Identifizierung mit Reich, Kaiser bzw. Führer nahelag.

In der Ausstellung finden sich zu dem Themenkomplex Kriegs- und Abenteuerspielzeug eine Reihe von Exponenten. So ist eine Vitrine mit Zinnsoldaten (1. Hälfte des 20. Jh.), Spielzeugpanzern (30iger Jahre), einem Indianerdorf (ca. 1950) sowie diversen Pistolen bestückt. Natürlich dürfen auch Schaukelpferd, Steckenpferd sowie Pferdewagen nicht fehlen; sie werden ebenfalls in einer eigenen Vitrine präsentiert.

Das Pferd ist in diesem Kontext insofern von zentraler Bedeutung, als daß es eindeutig dem Lebens- und Arbeitsbereich der Männer zugeordnet wurde. Auf dem Pferderücken entdecken Jungen die Welt und erobern sie; im sportlichen Wettkampf werden - in Anlehnung an das Ritterideal - „Ritterlichkeit und Edelmut“ exerziert. Zudem war das Pferd lange Zeit Statussymbol der wohlhabenden Oberschicht, bis es im Zuge der Modernisierung und Industrialisierung gegen Ende des 19. Jh. zunächst vom Fahrrad, dann vom Motorrad und schließlich vom Automobil verdrängt wurde.

Daneben hatte „typisches Jungenspielzeug“ immer auch die Funktion, berufsbezogene Interessen der Kinder zu fördern. Schließlich waren es die Jungen, die sich als künftige Familienernährer im späteren Leben bewähren sollten. Die Palette dieser Art Spielzeug reicht von Bauernhöfen bis zu technischem Spielzeug (z.B. Eisenbahn, Dampfmaschine, Baukästen u.ä.). Sie halfen dem Jungen gewissermaßen synchron, sich auf spielerische Art und Weise Fachwissen anzueignen und führten ihn so gleichzeitig auch in die Normenwelt des Arbeitslebens ein.

Technisches Spielzeug orientiert(e) sich immer auch an den aktuellen technischen Innovationen. Ein besonders schönes Beispiel für ein Stück Fortschritt im Kinderzimmer stellen die ausgestellten Miniaturdampfmaschinen (Beginn 20. Jh.) dar, die man richtig unter Dampf setzen konnte.

Häufig übte technisches Spielzeug auch eine Faszination auf die Väter aus, so daß das selten aufgebaute Spielzeug (man denke an die Modelleisenbahn, die oftmals nur zu Weihnachten fahren durfte) - gewissermaßen als Medium - Vater und Sohn zumindest kurzweilig miteinander verband.

Im zweiten Raum der Ausstellung kann man anhand zweier Vitrinen Neues über alte Gesellschaftsspiele und Spiele im Freien erfahren. Ergänzt wird die Vitrine zum Thema „Spiele im Freien“ durch eine Photowand, an welcher Aufnahmen der Photographen Schmidt und Ketelsen aus den Jahren 1927- 1939 zu sehen sind.

Die Bilder zeigen vornehmlich Kinder beim Spielen auf Schulfesten, auf dem Schulhof oder auch in ihrer Freizeit. Besonders hervorzuheben wegen ihrer szenischen Momentaufnahmen sind z.B. die Portraitaufnahmen eines Jungen, der sich aus einer Weidenrute eine Flöte schnitzt, sowie Aufnahmen, die Jungen beim Eishockeyspielen mit Spazierstöcken zeigen.

Alle diese Bilder sind Aufnahmen aus Schleswig-Holstein und entstammen vornehmlich der dörflichen Lebenswelt.

Gesellschaftsspiele in Form von Karten-, Würfel-, Glücks- oder Geduldsspielen sind für Erwachsene bereits seit der Antike bekannt. Als Kinderspielzeug werden sie erst in größerem Maße seit dem 19. Jh. angeboten, wobei bei einigen die Regeln vereinfacht und das Spiel insgesamt kindgerechter gestaltet wurde.

In der Ausstellung sind u.a. einfache Lernspiele wie „Bilderlotto“ und Gesellschaftsspiele wie „Salta“ zu sehen. Aber auch erzieherische Spiele wie das schön illustrierte „Auf dem Schulweg“, bei dem es darum geht, Kinder in spielerischer Form an „fremde“ Ordnungs- und Regelsysteme zu gewöhnen, waren Bestandteil pädagogischer Bemühungen um die Jahrhundertwende. Zudem übten solche Spiele in unaufdringlicher Art und Weise den Wettbewerb ein, Rollenerfahrungen des Gewinners oder Verlierers eingeschlossen.

Spiele im Freien boten Kindern das größte Maß an Freiheit und eigenen Regeln, das allerdings auch seine Grenzen hatte: so wurde „bürgerlichen Kindern“ in der Stadt oftmals ein Zusammenspielen mit „Straßenkindern“ verboten.

Auf dem Land hingegen spielten Kinder in größerem Maße als in der Stadt auf freiem Gelände. Zudem waren sie hier weit weniger einer Kontrolle durch die Erwachsenen ausgesetzt.

Dadurch, daß nur wenige Eltern ihren Kindern teures Spielzeug schenken konnten, rückte selbst hergestelltes oder gar erfundenes Spielzeug aus Naturmaterialien in den Vordergrund. Zudem benötigte man zu Spielen wie „Verstecken“, „Wettlauf“ oder „Fangen“ überhaupt kein bzw. nur wenig Spielgerät.

In der zu diesem Themenkomplex gehörigen Vitrine sind u.a. ein Roller, div. Holzkegel inkl. Bowlingkugeln sowie ein Federballspiel ausgestellt. Als besondere Attraktion ist in diesem Zusammenhang ein Ball zu nennen, der aus einer Schweineblase gefertigt wurde und aufgrund seines schon etwas runzeligen Aussehens bisher stets die Aufmerksamkeit der die Ausstellung besuchenden Kinder erregt hat.

Wichtiger als die gezeigten Objekte sind jedoch jene Gedulds- und Geschicklichkeitsspiele, an denen sich die kleinen und großen Ausstellungsbesucher selbst in den Ausstellungsräumen versuchen dürfen. Dazu zählen der „Düwelsknütt“ (ein Holzkreuz aus 6 Einzelteilen zum Zusammenstecken), Geduldsspiele aus Draht, Jojos, „Diabolo“ sowie das Fadenspiel „Abnehmen“. Ergänzt wird dieses Spielangebot für die Innenräume noch durch Bastelmaterial und Stifte: nach ausliegenden Anleitungen können

Möwen, Papierkästchen, Schiffchen u.ä. gefaltet und bemalt werden. Auch Ausschneide- bzw. Ausmalbögen liegen für interessierte Kinder aus.

Daneben gibt es dann auch noch jede Menge Spiele, die die Kinder vor Ort im Freien spielen können: vorhanden sind Murneln, Reifen mit Stöcken, Kreisel mit Peitschen, Bälle, Springseile, Stelzen sowie ein langes Schwenkeltau, mit dem mehrere Kinder zusammen Seilspringen können. Auch zu diesem Spielbereich liegt eine Mappe mit Anleitungen, Anregungen u.ä. aus.

Für das Spielangebot im Freien wurde eigens hinter dem Ausstellungsgebäude eine Kiesfläche angelegt, da sich das vor dem Haus befindliche Kopfsteinpflaster nicht für alle Spiele, z.B. das Stelzenlaufen, eignet.

Sämtliche, eben erwähnten Spiele sind in einer Stückzahl von 3-5 Stück den kleinen und großen Ausstellungsbesuchern frei zugänglich. Darüber hinaus befinden sich im zweiten Ausstellungsraum kindgerechte Tische, Stühle und Bänke, die den Kindern zur freien Verfügung stehen.

Bei der gut besuchten Ausstellungseröffnung am 19. April fiel auf, daß viele der Kinder sich lange mit ein und dem selben Spiel beschäftigten: so konnten einige beispielsweise gar nicht genug von Fangspielen mit dem Ball bekommen, andere wiederum waren unersättlich, was das Seilspringen im Schwenkeltau anbetraf - ein guter Hinweis darauf, daß es nicht immer „moderne“ Computerspiele bedarf, um Kinder zum Spielen zu animieren, denn insgesamt wurden die zahlreichen Spielangebote - sei es drinnen zum Basteln bzw. Malen oder draußen zum Stelzenlaufen, Reifentreiben, etc. - begeistert von den kleinen Museumsbesuchern angenommen.

Aber auch die Eltern bzw. Großeltern kamen auf ihre Kosten bzw. schwelgten in Erinnerungen: oft hörte man ein: „Das hatten wir auch. Weißt Du noch, als ...?“. Und natürlich freute sich auch so manches Kind, wenn es auch den „Großen“, die ja sonst immer alles besser wissen, nicht sofort gelingen wollte, den Kreisel mit Hilfe der Peitsche zum Drehen zu bringen.

Die Ausstellung selbst ist mindestens noch für die Dauer von zwei Jahren in den unteren Räumen des Verwaltungsgebäudes der Volkskundlichen Sammlung am Schleswiger Hesterberg zu sehen. Begleitend zur Ausstellung können von interessierten Besuchergruppen eine Führung sowie museumspädagogische Betreuung gebucht werden.

Und - last but not least - für alle, die sich informieren, schauen oder einfach spielen wollen: „Kinderspiel“ ist täglich von 9.30 bis 16 Uhr geöffnet.

Jüdische Frauen weltweit

Photographien von Joan Roth¹

Marion Bejshowitz-Iserhoht

„... Anpassung an das Milieu des Volkes oder des Landes, inmitten dessen sie wohnen, (ist) für Juden nicht nur eine äußere Schutzmaßnahme, sondern ein tief innerliches Bedürfnis. Ihr Verlangen nach Heimat, nach Ruhe, nach Rast, nach Sicherheit, nach **Unfremdheit** drängt sie, sich der Kultur ihrer Umwelt leidenschaftlich zu verbinden.“²

Was Stefan Zweig hier in seinen 1944 erschienenen „Erinnerungen eines Europäers“ apodiktisch als einen Grundzug des Judentums charakterisiert, eine tief verinnerlichte Fähigkeit zur Anpassung an eine fremde Kultur, das könnte auch als ein Anliegen der rund fünfzig Jahre später arbeitenden amerikanischen Fotografin Joan Roth gelten. Stefan Zweig, der die Situation der jüdischen Kultur in der kosmopolitischen Lage Wiens beschrieb, hat dies als intimer Kenner subjektiv und auf dem Hintergrund seiner Beobachtungen und Erfahrungen getan.

Das Wiener Judentum war nicht nur auf künstlerischem Gebiet ausgesprochen produktiv. Allerdings keineswegs in einer spezifisch jüdischen Weise, sondern indem es durch Einfühlung dem Österreichischen und im besonderen dem Wienerischen den intensivsten Ausdruck gab. Überall, wo Juden und Jüdinnen wirkten, als Gelehrte, Virtuosen, Maler, Regisseure, als Architekten und Journalisten behaupteten sie im geistigen Leben Wiens unbestritten hohe und höchste Stellen. Durch Anpassung und Weiterentwicklung des Vorgefundenen schufen sie ein Gutteil dessen, was im 19. Jh. als Wiener Kultur gefeiert wurde. Wiener Kultur, eine Synthese aller abendländischen Kulturen, war eine vom Wiener Judentum geförderte, genährte oder sogar schon selbstgeschaffene Kultur.

Ist diese Anpassungsleistung an andere Gesellschaften der Schlüssel zu der Frage nach dem Geheimnis der Unsterblichkeit der jüdischen Kultur, wie sie etwa Mark Twain formulierte? „Alle Dinge sind sterblich“, so sinnierte er, „bis auf den Juden, alles andere vergeht, aber er hat Beständigkeit.“³ Und ist dieses gleiche Anpassungsbedürfnis

- 1 Der vorliegende Text ist die leicht veränderte Fassung der am 22. März 1998 gehaltenen Einführung in die gleichnamige Ausstellung des Jüdischen Museums Rendsburg.
- 2 Stefan Zweig, Erinnerungen eines Europäers. Die Welt von Gestern, Erstausgabe Stockholm 1944, Frankfurt am Main und Wien 1992, S. 38.
- 3 Shoshana Cardin, Preface, in: Jewish Women. A World of Tradition and Change, by Joan Roth, 1995, S. 7.

möglicherweise - und tragischerweise - auch ein Schlüssel zu der Frage, wie es zu jenem auch heute noch unfaßbaren Vernichtungsfeldzug gegen alles Jüdische kommen konnte, ohne daß sich die Betroffenen zur Wehr setzten? War ihr Bedürfnis nach Integration so stark, daß sie sich selbst nicht mehr als „anders“ wahrnahmen und sich nicht bedroht fühlten?

Ich möchte einige Gedanken äußern, die mir beim Betrachten dieser Fotos durch den Kopf gingen:

Für kulturelle Anpassungsleistungen, wie sie in dem Stefan-Zweig-Zitat anklingen und in den Fotos von Joan Roth deutlich werden, ist in den Kulturwissenschaften der Begriff der Akkulturation gebräuchlich. Juden und Jüdinnen dieser Welt akkulturierten sich, unter Beibehaltung der ihnen eigenen jüdischen Tradition, an das dominante Kultursystem der sie umgebenden Aufnahmegesellschaft. Inwieweit sich die Frauen auf den Fotos assimilierten, diese Frage muß offen bleiben. Assimilation schließt ein totales Aufgehen in der Kultur der Bevölkerungsmehrheit ein, mit der Folge, daß alle Unterschiede der Religion, Sprache und Sitte beseitigt sind. Akkulturation ist ein Entwicklungsprozeß, in dessen Verlauf Juden Sprache, Kultur und gesellschaftliche Konventionen übernahmen, aber ihre eigene Religion und das Bewußtsein ihrer so weit zurückreichenden gesonderten Vergangenheit bewahrten.

Tradition und Wandel stehen nebeneinander, wenn sie auch auf den Fotos in unterschiedlicher Weise deutlich werden.

Was Stefan Zweig mit den Mitteln des Schriftstellers beschreibt, zeigt uns Joan Roth mit dem von ihr gewählten Medium, der Fotografie. Sie sagt von sich: „Wenn ich es gut mit Worten ausdrücken könnte, bräuchte ich nicht all diese Fotos zu machen.“⁴ Kontinuität und Anpassung als Leistung jüdischer Menschen - dies wird deutlich an den Fotos von Joan Roth, die mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln eine eigene Antwort auf die Frage gefunden hat, worin die Unsterblichkeit des Judentums begründet liegt.

Was über Personen und Ereignisse geschrieben wurde und wird ist im Grunde Interpretation, ebenso wie auf das Visuelle beschränkte Aussageformen wie Zeichnungen und Gemälde. Fotografische Bilder aber scheinen nicht so sehr Aussagen über die Welt als vielmehr Bruchstücke der Welt zu sein: Miniaturen und Momentaufnahmen der Wirklichkeit. Das verleiht ihnen Objektivität.

Obwohl die Kamera eine Beobachtungsstation ist, ist der Akt des Fotografierens mehr als nur passives oder objektives Beobachten. Er vermittelt den subjektiven Blick auf die Welt. Fotografieren ist eine Form der Zustimmung, des manchmal schweigenden,

häufig aber deutlich geäußerten Einverständnisses damit, daß alles, was gerade geschieht, weiter geschehen soll. Fotografieren bedeutet, an den Dingen, wie sie nun einmal sind, interessiert zu sein, daran, daß ihr Status quo unverändert bleibt (wenigstens so lange, wie man zu einer guten Aufnahme braucht). Es bedeutet, im Komplott mit allem zu sein, was ein Objekt interessant, fotografierenstwert macht, auch - wenn das gerade von Interesse ist - mit Leid und Unglück, aber auch Freude eines anderen Menschen.

Für Joan Roth ist der biografische Ansatz impulsgebend für die Wahl ihres Motivs, fotografische Feldforschungsreisen in jüdische Gemeinden der Welt zu unternehmen: Jüdische Gemeinden in Äthiopien, Jemen, Indien, Marokko, Buchara, Osteuropa und Israel. Viele der jüdischen Gemeinden, zu denen Joan Roth reiste, existieren heute nicht mehr. Ihr Anliegen ist die Dokumentation der Vielfalt jüdischen Lebens

.In Osteuropa existierten nach dem Holocaust nur noch wenige jüdische Gemeinden, die in der Folgezeit u.a. durch stalinistische „Säuberungen“, durch Mischehen und mangelnde staatliche Unterstützung weiter dezimiert wurden. Seit der Proklamation des Staates Israel kam es in Äthiopien, Jemen und Marokko immer wieder zu antijüdischen Pogromen. Mit Aktionen wie „Operation Moses“ und „Operation Salomo“ fanden Migrationen in großem Stil nach Israel statt.

Joan Roth, 1943 in Detroit/USA geboren, entstammt einer jüdischen Familie. Ihre eigene Biographie und die Hinwendung zur jüdischen Kultur veranlaßten sie, zu ihrer Leica zu greifen und jüdischen Frauen auf der ganzen Welt zu huldigen. Ihr Großvater, ein orthodoxer Jude, hatte ihr in ihrer Kindheit Anlaß zur Verlegenheit gegeben - der letzte schwarze Hut in der Nachbarschaft. Er sprach kein Englisch und sie kein Jiddisch. Über ihre Fotos und den Kontakt zu jüdischen Frauen weltweit näherte sie sich ihrer Familie und deren Vergangenheit.

Ein weiterer Grund für ihre Reisen lag darin, alle die Stereotypen, die sie über „fremde Frauen“ im Kopf hatte, durch eigene Anschauung zu überprüfen.

Der biografische Ansatz erklärt den subjektiven Blick auf die Welt, in ihm liegt die Wahl des Fotomotivs begründet: jüdische Frauen weltweit. Häufig auf ihren Reisen mußte Joan Roth jüdische Männer um Erlaubnis fragen, wenn sie deren Frauen fotografieren wollte. Nicht selten stieß sie auf Unverständnis bei den Männern: „Warum möchtest du Fotografien von unseren Frauen machen, und nicht von uns?“ Diese äußerten ihre große Verwunderung darüber: „Warum nicht Leute fotografieren? Warum immer nur Frauen?“ Joan Roth erinnerte sich an den Mann einer Frau, die sie beim Challah-Machen fotografierte. „Er konnte nicht verstehen, warum ich Fotos von seiner Frau machte. Er sagte zu mir: Das ist nicht normal! Aufnahmen von einer Frau zu machen, die Challah macht!“ In diesem Zitat drückt sich die Erwartung aus, daß nur das Besondere für wert erachtet wird, fotografisch festgehalten zu werden. Joan Roths biografischer Ansatz setzt andere Akzente. Sie richtet das Kameraauge auf das

⁴ Dieses und folgende Zitate sind, soweit nicht anders angegeben, dem Fotoband „Jewish Woman“ entnommen.

Die außerordentliche Schönheit der Abbeba, die ihr fünftes Kind stillt, ruft die Verbindung zur biblischen Ruth hervor und zur Königin von Saba, die zwei großen Mütter, von denen sie abstammt.

Normale und Selbstverständliche im Alltag von Frauen. Insofern sind ihre Fotos Dokumente des Alltags, eines frauenspezifischen Alltags: Frauen in der Küche, am Herd und bei der Nahrungszubereitung.

Einen wichtigen Bereich im jüdischen Frauenleben und bei der Bewahrung von Traditionen nimmt die Beachtung bestimmter jüdischer Speisevorschriften ein. Nahrungszubereitung ist Teil von Religionsausübung. Eine Sequenz von acht Fotos, deren letztes in der Ausstellung und die vollständig im Fotoband zu sehen sind, zeigt Alice Melu, Angehörige der jüdischen Gemeinde in Marokko, beim Challah-Machen. Challah ist ein Brot in Form eines Zopfes, das für den Sabbat gebacken wird. Der Sabbat ist der Tag, auf den fromme Juden die ganze Woche hinleben. Die Heiligkeit des Sabbat ist so felsenfest begründet, daß ein großer Teil des jüdischen Alltagslebens auf seinen Beginn und sein Ende ausgerichtet ist. Er beginnt bereits am Freitagabend und hat festlichen Charakter. Man kauft gute Speisen, backt Challah, das besondere Brot, schmückt die Wohnung, badet und zieht sich festlich an. Frauen, die im jüdischen Gottesdienst sonst ohne eigenständige Bedeutung sind, nehmen bei der häuslichen Sabbatfeier eine fast priesterliche Rolle ein.



Ein Foto der Ausstellung zeigt die Marokkanerin Alice Melu beim Challah-Machen. Sie buk ihren ersten Challah, als sie im Alter von 14 Jahren heiratete. Heute, 55jährig, backt sie 13 Challahs jede Woche für den Sabbat. Jeweils einen für den sakralen 12-Stämme-Verband Israels und einen Extra-Challah für Gott. („Israel“ ist der Name des Gottesvolkes im Alten Testament. Es setzte sich zusammen aus 12 Stämmen, die nach biblischem Zeugnis die Namen seiner Söhne tragen.)

Die vollständige, achteilige Foto-Sequenz im Fotoband zeigt den Ablauf der Challah-Zubereitung. Alice Melu setzt die weiße Emaille-Schüssel mit den Zutaten auf einen Stuhl, sich selbst auf einen anderen. Sie verrührt Mehl, Wasser und Eier in der Schüssel und wartet, bis der Teig aufgeht. Dann nimmt sie einen kleinen Teil davon ab, führt es an ihre Lippen und küßt es. Mit dem in Streifen gerollten Teig flicht sie ein Zopfbrötchen nach dem anderen, bis alle 13 fertig vor ihr liegen. Während dieser Tätigkeit spricht sie Gebete. Sie ist dankbar im Glauben, daß alle Nahrungsmittel eine Gabe Gottes sind. Frauen halten an religiösen Praktiken hinsichtlich der Speisevorschriften fest. Trotz Verbots während des kommunistischen Regimes befolgten sie in der hochspirituellen, jüdischen Gemeinde in Buchara/Usbekistan kontinuierlich Regeln für die Zubereitung von Speisen aus dem Gedächtnis, um ihr Heim koscher zu halten. Sie kochten für den Sabbat, die Feiertage und zu den unzähligen festlichen Anlässen. „Wir tun dies in der Weise, wie schon unsere Großmütter dies taten, und weil an der Tradition festgehalten werden muß.“ - so lautet ihre Erklärung.

Ihre Bilder seien nicht gestellt, so betont die Fotografin. Keine der Frauen fragte, ob sie etwas auf diese oder jene Weise tun solle oder eine bestimmte Pose einzunehmen habe. Joan Roth greift nicht ein, manipuliert auch nicht am Licht. Sie läßt den Ablauf, wie er von den Protagonistinnen vorgegeben wird. Als teilnehmende Beobachterin fügt sie sich in das Geschehen ein. Ein geglücktes Bild ist für sie das, was „die Geschichte so erzählt wie sie war.“ Ein solches Vorgehen ergibt die Momentaufnahme eines handlungsorientierten Zugangs - betrachtet werden nicht Objekte und Symbole „an sich“, sondern deren Bedeutung und der Umgang mit ihnen rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Die Bedeutung von Objekten und Symbolen und der Umgang mit ihnen sind naturgemäß individuell geprägt. Ein Motiv der Einladungskarte zeigt eine alte Frau in Budapest. Die Frau begrüßt den eintretenden Sabbat mit dem Entzünden der beiden Sabbat-Kerzen, über denen sie den Segen spricht. Jeden Freitagabend, wenn die Kerzen brennen, erinnert sie sich an das Wunder, das - für sie - mit der Geburt ihres Sohnes in Verbindung steht. Sie war, nach zehn Jahren Ehe, schließlich schwanger geworden, kurze Zeit bevor ihr Mann in ein Arbeitslager deportiert wurde. „Vielleicht sollten wir kein Kind in diese Welt setzen nach allem“, schrieb er. „Ich muß dieses Kind zur Welt bringen“, antwortete sie. „Ich habe so lange darauf gewartet, und ohne dich werde ich keine Gelegenheit mehr haben. Laß uns die Welt besser machen mit unserem Kind.“

Nach der Entbindung verließ die Frau einem Impuls folgend das Krankenhaus drei Tage früher als geplant - drei Tage, bevor Faschisten das Krankenhaus überfielen und alle Patienten töteten.

Durch Joan Roths handlungsorientierten Zugang kommen wir auch zu einem anderen Kulturbegriff. Kultur wird nicht als ideelle Größe von der materiellen Basis abgetrennt, sie wird nicht als bloßes Überbauphänomen betrachtet, sondern als etwas aktives, etwas, das man gestalten kann, das sich verändert, das man lebt und demonstriert.

Mag sein, daß diese Definition von Kultur relativ unspezifisch ist, aber darin liegt auch ein Vorteil. Diejenigen, die man untersuchen will, werden nämlich nicht bereits begrifflich ausgeschlossen; es wird nicht von vornherein fixiert, was Kultur denn sei, sondern dies bleibt eine Frage des Kontextes. Ausgegangen wird vom Konzept der „materiellen Kultur“, darunter wird aber nicht als Gegensatz zur „geistigen Kultur“ die Abtrennung in „Sach- und Dingwelt“ verstanden. Der Begriff der „materiellen Kultur“ beruht nicht auf einer Trennung von Produktionsweise und einer davon abgehobenen Kultur als deren Reflex oder als eigenständige ideelle Größe, sondern betont die Verbindung zwischen beiden Ebenen. Vielmehr rückt die Art und Weise in den Vordergrund, wie Akteure, hier ausschließlich jüdische Frauen, und gesellschaftliche Gruppen, Angehörige der jüdischen Gemeinden weltweit, auf der Grundlage ihrer materiellen Existenz, auf der Grundlage des Rohmaterials ihrer Lebenserfahrungen, ihr Leben einrichten und gestalten. Kultur wird demnach definiert als diejenige Ebene, auf der gesellschaftliche Gruppen selbständige Lebensformen entwickeln und ihren sozialen und materiellen Lebenserfahrungen Ausdrucksform verleihen. - Wobei die Betonung auf Ausdrucksform liegt, die uns die Fotos widerspiegeln.

Jede und jeder von uns sieht und liest bzw. deutet Fotos auf eine ganz eigene Weise aufgrund des zur Verfügung stehenden Zeichen- und Symbolesystems. Will man beim Betrachten eines Bildes auf Tradition verweisen, so läßt sich dies am ehesten erreichen, wenn man außer im Vertrauen auf die Aussagekraft eines Bildes auf einen erläuternden Text setzt. Der Verweis auf jüdische Tradition bis in biblische Zeiten, wie es im Fotoband und Ausstellung getan wird, soll am Foto einer Äthiopierin verdeutlicht werden: „Die außerordentliche Schönheit der Abeba Abebe, die ihr fünftes Kind stillt, ruft die Verbindung zur biblischen Rut hervor und zur Königin von Saba, die zwei großen Mütter, von denen sie abstammt.“ - so der erläuternde Text, der zugleich Interpretation ist.

Rut und die Königin von Saba sind Frauengestalten aus dem Alten Testament. Für die weniger Bibelkundigen sei kurz erläutert: Die Geschichte der Rut hat einen prominenten Platz in der hebräischen Bibel, dem „Alten Testament“ der Christen. Das „Buch Rut“ erzählt, wie eine Ausländerin Heimat findet in Israel. Vor dem ersten vorchristlichen Jahrtausend heiratet die Moabiterin Rut einen Mann aus Bethlehem im Land Juda. Nachdem sie mit ihrem Mann einige Jahre im Land der Moabiter gelebt hat, stirbt

der Mann. Rut folgt ihrer Schwiegermutter Naomi nach Israel. Die Worte im Alten Testament, mit denen Rut ihrer Schwiegermutter ihre Absicht mitteilt, ihr zu folgen, sind bekannt: „Wo du hin gehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, nur der Tod wird mich und dich scheiden.“ Rut, die Fremde, findet Aufnahme in Israel, übernimmt den Glauben an den Gott Israels, heiratet Boas und wird die Stammutter Davids (ca. 1005-965 v. Chr.), König der Juden. Mit Rut erfüllt sich die messianische Prophezeiung.

Nach der Legende gebar die Königin von Saba - Saba, das Land der Sabäer, lag in Südarabien am Roten Meer, dem heutigen Jemen - dem König von Israel Salomo, Sohn Davids und Ur-Ur-Ur-Enkel der biblischen Rut, einen Sohn, Menelik I. Die Äthiopier verlegen den Anfang ihrer Geschichte in die Zeit Salomos. Danach wird die Königin von Saba als äthiopische Fürstin, ihr und Salomos Sohn, Menelik I, als Gründer einer lange Zeit herrschenden Dynastie angesehen.

Ein Gutteil der ausgestellten Fotos sind Hochzeitsbilder bzw. Brautbilder. Eines der wichtigsten Feste im Leben gläubiger Juden ist die Eheschließung. Historischen Abbildungen zufolge findet eine jüdische Hochzeit unter Berufung auf die Bibel unter freiem Himmel statt. Das Brautpaar steht unter einem Baldachin, der Chuppa, deren vier Stangen von vier unverheirateten jungen Leuten gehalten werden. Während der Trauungszeremonie verspricht der Bräutigam seiner zukünftigen Frau, sie zu ehren, für sie zu arbeiten, für ihren Unterhalt zu sorgen und sie mit allem zu versehen, was nötig ist. Heiraten war, und ist es teilweise noch, das wichtigste Anliegen für eine junge Frau. Die Ehe wird als selbstverständlicher Teil jüdischen Lebens angesehen. Erst durch die Eheschließung werden Juden vollwertige Mitglieder des Gottesvolkes, das auch durch sie erhalten werden soll. Deshalb ist die Eheschließung nicht nur ein Ereignis für die beiden Partner, sondern auch für die ganze Gemeinde. Sie sieht in einer Hochzeit eine bestätigende Hoffnung für den Fortbestand des Volkes Israel.

Die Hochzeit ist für die jüdische Braut in ihrer Bedeutung vergleichbar mit Jom Kippur, dem Versöhnungstag. Jom Kippur ist für Juden der höchste und persönlichste Feiertag. Er wird als Fastentag mit größtem Ernst begangen. Wie an Jom Kippur fastet die Braut, wird freigesprochen von allen Sünden und ihre Gebete werden erhört. Am Vorabend der Hochzeit sucht die Braut die Mikwe auf, das Ritualbad, das dem menschlichen Körper die Rituale der Reinigung bietet. Mikwe bzw. rituelle Reinigung spielen eine große Rolle im religiösen Brauchtum der Juden. Die Mikwe dient nicht dem eigentlichen Baden, sondern wird nach der Reinigung des Körpers zum rituellen Eintauchen aufgesucht.

Keines der in der Ausstellung gezeigten Hochzeitsbilder zeigt den eben geschilderten Ablauf einer jüdischen „Normalhochzeit“, bei der das Brautpaar unter einem Baldachin

oder Gebetsschal steht, sondern sie spiegeln eine große Vielfalt von Hochzeitszeremonien aufgrund von Akkulturation: Dunkel gekleidete, tief verschleierte Bräute im Jemen; Frauen erst im Hamam, im türkischen Bad zwecks Säuberung des Körpers, dann in der Mikwe zur rituellen Reinigung, und Henna-Nacht als Vorbereitung auf eine Hochzeit in Marokko; traditioneller, hochaufgetürmter Kopfschmuck der Stadt Sana'a, den eine jemenitische Braut in Israel bei ihrer „Henna-Zeremonie“ trägt; kunstvoll mit Henna bemalte Hände einer Braut in Indien; ein westlich gekleidetes Brautpaar, die Braut mit tief ausgeschnittenem Dekollete, unter dem Bildnis Lenins; und schließlich die in unserem westeuropäisch geprägten Blick „klassische“ Braut im weißen Spitzenbrautkleid, neben ihr der Bräutigam, der ihre Hand küßt in Rußland/Ukraine. Die Bedeutung der Hochzeit für die Menschen mag geblieben sein, verändert hat sich die Ausdrucksform durch interkulturelle Kontakte und Kulturaustausch.

Der Kontext ist wichtig, in dem kulturelle Erscheinungen ihren Ausdruck finden. In dem diese Ausstellung begleitenden Fotoband wird Schönheit für Frauen im Jemen als von einiger Bedeutsamkeit hervorgehoben. Eine Frau muß attraktiv sein, um einen Mann zu bekommen und ihn zu halten. Denn die Zeit wird kommen und sie wird erfahren, daß ihr Ehemann eine weitere Frau geheiratet hat. Folgt man der Thora, ist es einem Mann erlaubt, mehr als eine Frau zu haben. Der schon genannte König Salomo, der Sohn Davids, hat von diesem Recht reichlich Gebrauch gemacht: Wenn man der Bibel glauben darf, hatte er 1.000 Frauen, fein sortiert in Haupt- und Nebenfrauen. Als Rabbi Gerschom von Mainz, führende Autorität unter den europäischen Juden, im Jahre 1196 die Polygamie bannte, war sein Urteil nicht bindend für die jemenitische Gemeinde. Polygamie im Jemen ist Teil von Akkulturation der jüdischen Minderheit an die überwiegend islamische Bevölkerung. Eine Annäherung von Judentum und Islam etwa wurde und wird auch durch Gemeinsamkeiten zwischen beiden Kultursystemen erleichtert: Geschlechtersegregation während des Gottesdienstes in Synagoge und Moschee (auch in der Rendsburger Synagoge gibt es eine Frauenempore) und der nach Geschlechtern getrennte Besuch des Hamams bzw. der Mikwe.

Für weibliche, jüdische Lebensplanung galten bestimmte Regeln, die in der Synthese von jüdischer Identität und individueller Lebensplanung für Frauen nicht ohne Konflikte erlebt wurden. Zwei Fotos von Nadira, einer indischen, orthodoxen Jüdin, machen diesen Konflikt deutlich. Nadira begann ihre Schauspielerinnenkarriere mit der Rolle eines Vamps. Für eine orthodoxe Jüdin steht die Schauspielerei im Konflikt mit ihrer jüdischen Identität. Nadiras Mutter warnte sie, wenn sie weiterhin solche gewagten Rollen spiele und dazu noch ein indisches Kastenzeichen, ein tikka, auf der Stirn trage, werde kein jüdischer Mann sie jemals heiraten. Ihre Mutter behielt Recht. Nadira ist hin- und hergerissen zwischen ihrem Jüdischsein und ihrer Berufung, ihrer Begabung. Auf die Frage, was sie sich wünschen würde, käme sie ein zweites Mal auf die Welt,

antwortete sie: „Wenn ich wiedergeboren würde, käme ich als Zwilling: Die eine würde einen jüdischen Mann heiraten, die andere würde ein Star werden.“

Es soll mir nicht um Einordnungen und Zuschreibungen gehen, dies ist jüdisch, und jenes islamisch, christlich oder sonstwie geprägt. Eine Ethnisierung der Kultur führt auch zur Ausgrenzung von Minderheiten, das hat die jüngste deutsche Vergangenheit gezeigt. Allzu leicht werden alte Klischees und Stereotype aktiviert. Kulturelle Erscheinungsformen stehen in einem jeweiligen Kontext. Fremdes und Eigenes liegen nah beieinander, sie tauschen sich aus und vermischen sich. Durch Kulturkontakte entsteht immer wieder Neues. Das ist das Wesen von Kultur. Vielleicht geht die Entwicklung dahin, daß es für das Judentum zunehmend normaler wird, wenn eine Frau aus der Thora vorliest.

Insofern ist es obsolet danach zu fragen, was das Jüdische an diesen Fotos ist. Oder was das typisch Jüdische dieser Frauen ausmacht. Was ist schon typisch? Wie die Fotos zeigen, gibt es viele Möglichkeiten, als Jüdin zu leben. Sie reflektieren die großen Unterschiede zwischen Jüdinnen im ausgehenden 20. Jahrhundert. Bei einigen Fotos stellt nur die Bildunterschrift eine Verbindung zum Judentum her. Auf anderen Bildern weisen uns kleine Details darauf hin wie Zeichen und Symbol auf dem Foto einer weiteren Äthiopierin: Mit stolzer und selbstbewußter Haltung präsentiert sie ihren Schmuck: An einer goldenen Kette hängt ein Anhänger in Form des hebräischen Wortes für Leben gleichberechtigt neben anderem Halsschmuck, Amuletts und Tattoos. Der Anhänger mit dem Zeichen für Leben ist zugleich einzig sichtbares Zeichen ihres Jüdischseins. Oder, ausführlicher formuliert: Das Zeichen, nämlich das hebräische Wort „chai“ für Leben, ist ganz wie das Foto etwas Konkretes, aber es besitzt die Fähigkeit des Verweisens. Das Zeichen bezieht sich nicht ausschließlich auf sich selbst, ist nicht nur Schmuck, sondern es steht als Verweis auf das, was auf dem Foto nicht sichtbar ist, das Jüdischsein der Frau. Dies jedoch vermag nur zu deuten, wer sich in der jüdischen Kultur und Symbolik auskennt, wem also ein passendes Zeichen- und Symbolesystem zur Verfügung steht. Die Bedeutung des Anhängers für die Trägerin, ob es ein religiöses Bekenntnis darstellt, und seine Geschichte bleiben uns verschlossen.

Für mich als Kulturwissenschaftlerin sind die Fotos auch Bilder vom Alltag, eines speziell frauenspezifischen Alltags, zum großen Teil Bilder der Armut, die bekanntlich weiblich ist. Es sind Bilder, die einen bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstand zeigen. Das Jüdische ist da nur eine dünne Kette, die alles miteinander verbindet. Die Lebensbedingungen für Frauen sind in diesen Ländern äußerst unterschiedlich. Wäre eine vergleichbare Ausstellung mit dem Titel „Christliche oder islamische Frauen“ denkbar? Sicher nicht. Die Geschichte der Juden ist nicht nur eine Geschichte von Tradition und Wandel, sondern auch eine Geschichte der Verfolgungen und Diskriminierungen, die im Nationalsozialismus ihren historischen Höhepunkt erreich-

ten. Akkulturation bedeutete im jüdischen Leben immer auch Überlebensstrategie. Diese Tatsache muß mitgedacht werden. Unser Wissen über das Judentum, jüdisches Leben, jüdische Kultur und jüdische Religion ist auch deshalb so eingeschränkt, weil es in Deutschland vollkommen ausgelöscht wurde. Unser Denken über Juden ist vielleicht immer noch von Klischees und Stereotypen aus der Nazi-Zeit bestimmt. Die Verbindungen sind unterbrochen, es gibt keine Tradition, an die angeknüpft werden könnte. „Das Gewebe der deutschen Kultur bestand aus vielen Fasern von bunter Vielfalt, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts schien der jüdische Anteil beinahe unentwirrbar mit diesem Geflecht verwoben.“⁵ Ein wichtiger Teil auch deutschen Lebens ist unwiderruflich dahin.

Ich möchte mich mit einem abschließenden Zitat dem Ende meiner Ausführungen nähern. „Fotos liefern Beweismaterial. Etwas, wovon wir gehört haben, woran wir aber zweifeln, scheint bestätigt, wenn man uns eine Fotografie davon zeigt“.⁶ - dieses Zitat aus Susan Sontags Buch über Fotografie steht in einem ganz anderen Zusammenhang, hat mich aber an die Bilder erinnert, die von der Befreiung jüdischer Häftlinge nationalsozialistischer Konzentrationslager um die Welt gingen. Erst, als man die Bilder ausgemergelter, halbtoter Menschen vor sich sah, schien man das ganze Ausmaß der Nazi-Diktatur erfassen oder erahnen zu können. Immer wieder ist es dieses Nebeneinander, ist es die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen nicht nur der verschiedenen Kulturmuster, sondern auch der Bilder, die in unserem Kopf entstehen.

Eine wichtige Aufgabe des Jüdischen Museums in Rendsburg und vergleichbarer Ausstellungen liegt darin, uns beim Einordnen und Erklären dieser Bilder zu helfen, Klischees zu hinterfragen, Erinnerung wachzuhalten und Interesse zu wecken, daß wir uns neu befassen mit jüdischer Kultur.

5 Peter Gay, Einleitung, in: Ruth Gay, Geschichte der Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg, München 1993, S. 9.

6 Susan Sontag, Über Fotografie, München/Wien 1978, S. 11.

Projekt: Kinder- und Jugendmuseum

Petra Springer

Die Entwicklung von Kindermuseen - ein Ansatz

Kinder werden in den Museen in der Bundesrepublik erst seit den 70er Jahren als eigenständige Besuchergruppe wahrgenommen. Es gab bisher verschiedene Ansätze, Kindern Museen zugänglich zu machen. Den Kindern (hier Kinder im Vor- und Grundschulalter) sollte durch das Anfassen und das Basteln sowie das Nachbauen von Gegenständen ein Bezug zur Vergangenheit vermittelt werden. Dies kann allerdings durch ein (entwicklungspsychologisch bedingtes) eingeschränktes Zeitbewußtsein bei Kindern nur unvollkommen gelingen. Aus den Niederlanden kam die Idee zu Rollenspielen im Bereich der Völkerkunde, um Kindern Zugang zu historischen Zusammenhängen zu vermitteln. Hierbei stellt die Faszination der bunten, teilweise fremdartigen und oft „schönen“ Gegenstände die Geschichte in den Hintergrund, und es gelingt den Kindern nicht, soziale Wirklichkeit mit den Ausstellungsgegenständen zu verknüpfen. Besondere Aufmerksamkeit erfahren Kinder in den USA, wo spezielle Abteilungen in Museen für Kinder sowie separate Kindermuseen eingerichtet sind. Mit hohem Aufwand versuchen die Museumspädagogen, Kindern systematisch Zugang zum Museum zu verschaffen. Hierzu entwickelte man Methoden wie Museumsquiz, didaktische Boxen, Schriftenreihen, Mal- und Bastelkurse¹.

In den USA wird zur Motivation der Kinder ihr Drang zum „Entdecken, Anschauen, Berühren, Ausprobieren, Empfinden, Mitmachen, Lernen und Staunen“ mit den unterschiedlichsten Mitteln angesprochen. Gesellschaftliche Zielsetzung ist das „Bewahren historischer Werte und pädagogisches Vermitteln“, um die „Jugend zu stärken, zu motivieren und wertvolle Fundamente zu legen.“ Außerdem werden in den USA von den Museen Lernprogramme und Unterrichtshilfen für Schulen, Vereine und Jugendgruppen erstellt².

Wichtig sind weiterhin die Überlegungen, aus welchen Gründen jemand ein Museum besucht bzw. es nicht besucht, um entsprechende Weichen schon bei Kindern und Jugendlichen zu stellen. Laut Handbuch der allgemeinen Museologie gibt es bei der Freizeitbeschäftigung Erwachsener sechs Motivationsattribute, wovon drei Attribute von Nichtbesuchern der Museen besonders geschätzt werden: 1. mit Menschen beisammen sein, 2. sich in seiner Umgebung behaglich und bequem fühlen, 3. aktiv

1 Vgl.: Heike Kraft: Kindermuseen: Entwicklung und Konzeption, in: Spieckernagel/Walbe (Hg.): Das Museum Lernort contra Musentempel. Gießen 1979.

2 Vgl. Roger Kaysel: Kindermuseen in den USA. In: Volkskunst, H. 2, Mai 1988, S. 57.



teilnehmen. Unter Vorbehalt möchte ich dies auch auf Kinder und Jugendliche übertragen, die oft die von Erwachsenen geforderten Bildungsbestrebungen, die bei gemeinsamen Museumsbesuchen erwartet werden, ablehnen. Sie könnten über die ersten drei Attribute für Nichtbesucher motiviert werden, die Besucher-Attribute ebenfalls anzunehmen. Zu diesen Attributen gehören 1. etwas Lohnendes tun, 2. durch neue Erfahrungen herausgefordert werden, 3. eine Gelegenheit zum Lernen haben.

Bei der Interpretation von Geschichte im Museum sollte lt. Handbuch der Museologie weiterhin eine Beziehung zur Persönlichkeit und zur Erfahrung des Besuchers hergestellt und der ganze Mensch angesprochen werden. Das Museum soll durch Information aufklären und verschiedenes Wissen vereinbaren können. Es soll nicht belehren, sondern herausfordern. Für Kinder gilt es, keine „abgespeckte Erwachsenen-Interpretation“ anzubieten, sondern eine eigene Methode zu entwickeln³.

In diesem Zusammenhang ist das Projekt „Wir machen ein Museum“ eine Möglichkeit, Kindern und Jugendlichen durch ein aktives Angebot und durch einen methodischen Umgang mit den eigenen ausgewählten Objekten einen Zugang zum Museum zu verschaffen. Sie machen erste Erfahrungen mit der Ausstellung von Gegenständen und bekommen dadurch einen Einblick in die damit zusammenhängenden historischen und sozialen Bedingungen.

Das Projekt „Wir machen ein Museum“

Die Idee, ein Kindermuseum aufzubauen, wurde im Ausschuß für Volkskunde des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes geboren. Seit November 1997 ist beim SHHB eine ABM-Stelle für das Projekt „Wir machen ein Museum“ eingerichtet. In Zusammenarbeit mit den Volkskundlichen Sammlungen am Hesterberg werden als erstes Wochenendseminare für Kinder und Jugendliche angeboten, bei denen die SeminarteilnehmerInnen die eigenen Sammlungen ausstellen.

Im Volkskundemuseum am Hesterberg steht ein Raum von ca. 42 qm zur Verfügung, der für dieses Projekt genutzt werden kann. Hier findet im Frühjahr und im Herbst 1998 jeweils ein Seminar statt, bei dem Kinder und Jugendliche aktiv ihre eigene Ausstellung aufbauen. Im Mittelpunkt stehen die Sammlungen der TeilnehmerInnen, die sie entweder mitbringen oder auch für die Ausstellung sammeln können. Ziel ist es, den jungen SammlerInnen sowohl methodische als auch inhaltliche Anregungen für ihre Sammlungen zu vermitteln.

Die Seminare werden inhaltlich in drei Abschnitte gegliedert:

1. Einführung in das museale Arbeiten:

Den TeilnehmerInnen wird ein Einblick in die Museumsarbeit gegeben. Die Teilnehmer gehen in das Magazin, sehen, wie die Inventarisierung durchgeführt

3 Vgl. Friedrich Waidacher: Handbuch der allgemeinen Museologie. Wien/Köln/Weimar 1993.

wird, wie die Objekte gesammelt und bewahrt werden und wie man von den Objekten zu einer Ausstellung kommt.

2. Einführung in die praktischen Techniken der Ausstellung:

Hier können die TeilnehmerInnen erste Erfahrungen mit den Methoden und Techniken machen, die einem Museum zur Verfügung stehen, um eine Ausstellung aufzubauen, z.B. Texttafeln, Vitrinen, Stellwände, Videos, Podeste usw.

3. Aufbau der eigenen Sammlungen:

Die TeilnehmerInnen überlegen jetzt, wie sie ihre eigenen Sammlungen aufbauen wollen. Hierzu machen sie sich Gedanken über ihre eigene Sammlung, z.B.: Warum sammle ich eigentlich und seit wann; wie komme ich an die Sachen heran, was muß ich dafür investieren (Zeit/Geld); wie habe ich die Sachen geordnet oder wie will ich sie ordnen; gibt es meine Objekte schon länger und seit wann; wie stelle ich die Sammlung dar; wie baue ich sie auf und wie erkläre ich sie anderen? Hierzu nehmen die TeilnehmerInnen gegenseitige Interviews auf Kassette auf.

Das übergeordnete Ziel ist erreicht, wenn die TeilnehmerInnen neben dem methodischen ebenfalls einen historischen Zugang zum Museum über und durch die eigene Sammlung erhalten. In Anlehnung an die oben erwähnten theoretischen Ausführungen wird es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, durch ihr eigenes selbstgewähltes Interessengebiet 1. etwas Lohnendes zu tun, 2. neue Erfahrungen zu machen und 3. etwas neues zu lernen. Darüber hinaus können die TeilnehmerInnen Museum aktiv gestalten und dadurch die anderen Ausstellungen besser verstehen lernen. Die Ausstellung gemeinsam mit anderen jungen SammlerInnen zu gestalten beinhaltet nicht nur die Darstellung der eigenen „wichtigen“ Sammlung, sondern auch das Lernen kooperativen Verhaltens.

Unabhängig von der pädagogischen Zielsetzung entstünde durch eine dauerhafte Einrichtung des Museumsprojekts außerdem ein eigenes Zeitzeugnis. Die sich verändernden Sammlungen der Kinder und Jugendlichen sowie die sich ebenfalls verändernde Darstellung würden bei entsprechender Dokumentation ein besonderes Zeugnis der Kinder- und Jugendkultur darstellen.

Darüber hinaus werden auch andere Kinder und Jugendliche, einzeln oder in Gruppen, aufgefordert, ihre bereits vorhandenen Sammlungen auszustellen bzw. zu einem bestimmten Thema etwas zu sammeln. Der SHHB möchte weiterhin andere Museen ansprechen, ihr Museum für ähnliche Seminare zur Verfügung zu stellen. Es können Schulen und Jugendgruppen angesprochen werden, die Interesse an einem „Sammel“-Projekt haben und an ihrem Wohnort eine Ausstellung aufbauen wollen. Eine Zusammenführung der verschiedenen Ausstellungen wäre bei entsprechender Beteiligung zu überlegen.

Buchbesprechung

Annegret Bruhn: Schule und Lehrerbildung. Königlich-Preußische Präparandenanstalten und Lehrerseminare. Neumünster: Wacholtz Verlag GmbH, 1998, 199 S., 203 Abb., DM 45,-.

Bereits der Bucheinband, an ein Photoalbum sowie ein altes Klassenbuch erinnernd, leitet zum Thema dieses Buches. Schlagen wir es auf, erwartet uns ein mit zahlreichen Abbildungen illustrierter Abriss über die Ausbildung von Lehrkräften im nördlichen Teil des königlich-preußischen Staates.

Annegret Bruhn schildert in ihrer Einleitung, daß seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Schule verstärkt ins Blickfeld preußischer Staatsmänner gerät. Dem Mißstand „Armut“ innerhalb weiter Teile der Bevölkerung glauben sie mit einem verbesserten Bildungssystem entgegenzutreten zu können.

Der erste Teil des Buches widmet sich der Entstehung und Entwicklung der Präparandenanstalten in Barmstedt, Apenrade und Lunden. 1872 treten die „Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen“ in Kraft. Unter anderem sehen sie ein Abrücken von den autodidaktischen und privaten Ausbildungswegen der Präparanden zugunsten einer Verstaatlichung dieser Lehranstalten vor. Die Einrichtung der staatlichen Anstalten weist das Kultusministerium den Gemeinden zu. In der Tat versprechen diese sich dadurch einen Aufschwung für ihr Ansehen und ihre Wirtschaft. Die Präparanden wohnen in Pensionen, sogenannten Buden, in umgebauten Gasthäusern, bei Ledigen, Witwen oder Familien des jeweiligen Ortes. Durch ihre Kleidung und ihre Auftritte zu besonderen Anlässen sind sie im öffentlichen Leben präsent. Annegret Bruhn schildert anschaulich wie der Ablauf des Alltags zumeist nach strengen Regeln vonstatten geht. Im Turn- und Sportunterricht sowie auf Ausflügen und Wanderfahrten steht weniger die Erholung als vielmehr das Trainieren von Gemeinschaftssinn und die körperliche Ertüchtigung, insbesondere auch Wehrfähigkeit im Vordergrund. Bruhn weist darauf hin, daß die Arbeit in den Anstalten oft noch unter mangelnden räumlichen Bedingungen leidet. Dies ist z.B. in Apenrade der Fall. Erst 1914 kann dort der Enge und Zugigkeit mit einem Neubau abgeholfen werden. Die Unterkunft und Verpflegung erfolgt dort in einem Internat. Wird noch 1901 die dritte staatliche Präparandenanstalt in Lunden als erste dreiklassige in Schleswig-Holstein bezogen, macht sich zur selben Zeit bereits ein Mangel an Vorbereitungsschülern bemerkbar. Sowohl die sich verändernden Ausbildungsniveaus und Berufswünsche der Söhne der höheren Schulen als auch die unbefriedigende Besoldung führt Bruhn als

mögliche Ursachen der rückläufigen Präparandenanzahlen und Schließungen der Anstalten in den 1920er Jahren an.

Im zweiten Teil stellt Annegret Bruhn das Lehren und Leben in den Lehrerseminaren dar. Es wird deutlich, daß auch die Seminare in Tondern, Segeberg, Eckernförde, Uetersen, Augustenburg, Hadersleben, Ratzeburg, Rendsburg und Kiel stark von den politischen und pädagogischen Strömungen der Jahrzehnte beeinflußt werden. Gerade aufgenommene reformpädagogische Impulse beispielsweise treten nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs z.B. in Tondern sofort wieder zurück. In Segeberg werden seit Gründung des Seminars praktische Lehrübungen als wichtiger Teil der Ausbildung gewertet. Dies erscheint aus heutiger Sicht umso notwendiger als die Seminarabsolventen keine Referendarszeit und zweite Staatsprüfung durchlaufen, sondern sofort eigenverantwortlich als Lehrkraft eingesetzt werden. Einige Photographien geben eindrucksvoll wieder, daß z.B. 1917 eine neunzehnjährige Augustenburger Seminarabsolventin sogleich in Koldenbüttel eine Klasse von 72 Kindern unterrichten muß. Ob ihr ein Unterrichtskonzept, wie das des „wechselseitigen Unterrichts“ - wie es im Eckernförder Seminar seit 1820 eingeführt ist - bei der Bewältigung dieser schwierigen Situation zu helfen vermag, ist nicht bekannt. Dieses Konzept ist entwickelt, um weit über hundert Kinder unterschiedlicher Altersstufen und Leistungsniveaus in einem Raum zu unterrichten. Die Schülergruppen wechseln innerhalb des Klassenzimmers zu den verschiedenen Lernorten wie z.B. Lese- oder Rechentafel. Der Geräuschpegel erreicht dabei hohe Lautstärken. Annegret Bruhn betont, daß die Verpflichtung zur Protokollanfertigung und wöchentlich wechselnden Einteilung in Leistungsgruppen die Lehrkräfte auch oft überfordert und zu Kommandogehern und Strafverteilern werden läßt. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts gelangen die Ausbilder zu der Einsicht, daß eine Einteilung der Arbeitszeit durch die Seminaristen selbst notwendig für deren verantwortungsvollen Einstieg in die Schulstelle ist. Die strenge Hausordnung wird gelockert. Einen weiteren interessanten Aspekt spricht Bruhn im Zusammenhang mit der Schilderung des Seminarlebens in Uetersen an. Seit dem frühen 19. Jahrhundert schließen sich dort Lehrer zu gemeinsamen Fortbildungs- und Kommunikationskreisen sogenannten Lehrergesellschaften oder -konferenzen zusammen. Sie wollen damit auch die Anerkennung ihres Berufsstandes, u.a. Verbesserung des Einkommens und der sozialen Absicherung sowie eine Vereinheitlichung der Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten erreichen.

Im Abschnitt über das einzige Seminar für angehende *Lehrerinnen* wird deutlich, mit welchem Anspruch die Ausbildung der weiblichen Lehrkräfte hauptsächlich verbunden wird. Es wird nämlich behauptet, die Gemütsbildung von Kindern und Jugendlichen könne am besten durch das weibliche Geschlecht erfolgen. Die angehende Lehrerin wird ganz im Sinn der familiären Aufgaben in Hauswirtschaft und Gartenpflege unterwiesen. In den Schilderungen weist Annegret Bruhn auf die strenge, klosterhafte Atmosphäre hin, die dort herrscht. Auch die 1906 Aufsehen erregende Berufung einer Frau als

Seminarleiterin hebt sie hervor. Lediglich in der Schilderung der Weihnachtstätigkeiten der jungen Frauen scheint mir Bruhn in romantisierende Bilder zu verfallen.

Mit dem raschen Anstieg der Bevölkerung in Kiel wird dort die letzte preußische Seminargründung vollzogen. Das erste Kieler Lehrerseminar kann sich von 1781 bis 1823 halten. Erst 1911 zieht die Präparanden- und Seminaristenausbildung nach preußischem System in Kiel ein. Dafür wird allerdings 1912 erstmals ein eigenes Gebäude mit ausreichend Platz für Präparanden-, Seminar- und Übungsklassen unter einem Dach geschaffen. Die Ausstattung und Gliederung in Fachräume entspricht modernen pädagogischen Anforderungen. Obwohl die Anstalt zeitweilig durch Kriegsseminaristen stark überbelegt ist, wird sie 1925 geschlossen. 1926 findet die Eröffnung der „Pädagogischen Akademie“ statt. Sie kann als Vorläufer zu den Pädagogischen Hochschulen, die weiterhin bestrebt sind Theorie und Praxis in einer gute Ausbildung zu verbinden, angesehen werden.

Ein übersichtliches Layout macht bereits ein erstes Blättern durch das Buch angenehm: Das Lesen der Bildunterschriften macht neugierig auf das Leben und die Entwicklung der Lehrerbildung in preußischer Zeit. Auch wenn sich in einigen Kapiteln Beschreibungen und Bilder gleichen, lohnt es sich doch, das Buch im Ganzen zu lesen. Dann wird noch deutlicher erkennbar, daß jede Anstalt ihre Eigentümlichkeiten aufweist. Nicht nur aus volkscundlicher, sondern auch aus pädagogischer Sicht - zum Beispiel als LehramtsstudentIn - ist es sicher interessant zu verfolgen, mit welchen Ordnungen und Ausbildungsinhalten die jungen SeminaristInnen in preußischer Zeit konfrontiert werden. Auch die persönlichen Lebensumstände wie zum Beispiel unbeheizbare Arbeits- und Schlafräume und ein Mangel an privaten Rückzugsmöglichkeiten erscheinen heutzutage nur noch schwer vorstellbar.

Kirsten Serocki

Olav Vollstedt, Maschinen für das Land. Agrartechnik und produzierendes Gewerbe Schleswig-Holsteins im Umbruch (um 1800-1867), Frankfurt am Main - Berlin - Bern etc. 1997 (Kieler Werkstücke, Reihe A, Band 17), 569 S., Abb.

Mit seiner Kieler Dissertation beschert Olav Vollstedt der Wirtschafts-, insbesondere der Landwirtschaftsgeschichte, aber auch der Volkskunde der Sachgüter des nördlichsten Bundeslandes ein beachtliches Opus. Die Frage der Mechanisierung der Landwirtschaft der Herzogtümer im 19. Jahrhundert wurde vereinzelt aufgeworfen und fand auch eine Reihe von Teilantworten; noch nie wurde aber bisher der Prozeß der frühen Mechanisierung in seiner ganzen Breite und Tiefe ausgeleuchtet. Dazu gehört nämlich nicht nur die Nachzeichnung des agrartechnischen Standards und seiner Entwicklung,

sondern auch eine eingehende Betrachtung des bäuerlichen Hauswerks und des Landhandwerks, das für die Herstellung der landwirtschaftlichen Gerätschaften zuständig war - fürwahr eine große Aufgabe, die nur durch Studium eines disparaten Quellenmaterials teils gedruckter, teils ungedruckter Art zu bewältigen war. Selbstverständlich gibt es gründliche Vorarbeiten wie etwa die Dissertation Hähnsens über die Entwicklung des ländlichen Handwerks oder Kettemanns über Handwerk in Schleswig-Holstein sowie die zahlreichen Einzelarbeiten von Lühning; aber eine gründliche Untersuchung dieser in wirtschaftshistorischer Hinsicht bemerkenswerten Aufbruchperiode lag bislang nicht vor.

Olav Vollstedt wollte vier Leitfragen beantworten, nämlich 1. Wie entwickelte sich der agrartechnische Standard in Schleswig-Holstein zwischen 1800 und 1867? 2. Wie verliefen Transfer und Diffusion landtechnischer Innovationen? 3. Wer stellte im Verlauf des Untersuchungszeitraumes für wen welche landwirtschaftlichen Produktionsmittel her und wie veränderte sich das Ensemble der nicht-industriellen Betriebsformen in diesem Bereich der Güterproduktion? 4. Welche Rolle spielte das Handwerk, insbesondere das Landhandwerk im Prozeß der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeitsprozesse? In der Tat sind dies Fragen, die nicht nur ihn beschäftigten; vielmehr stellten sie Gewerbe- und Agrarhistoriker sowie Volkskundler schon seit längerem. Denn der Aufschwung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft, insbesondere nach dem Ende der großen Agrarkrise 1819-1829, konnte wohl nicht nur durch eine beträchtliche Nachfrage nach Agrarprodukten ausgelöst sein, sondern mußte auch reale produktionstechnische Grundlagen haben. Daß in dieser Untersuchung die industrielle Produktion von Landmaschinen nur am Rande behandelt wird, liegt an den - in der Arbeit ausführlich begründeten - Besonderheiten der Gewerbeverfassung der Herzogtümer, die der Anlage großgewerblicher Betriebe auf diesem Sektor insbesondere in Holstein (und hier viel stärker als in Schleswig) äußerst hinderlich war und „Fabriken“ von Agrarproduktionsmitteln zu Ausnahmeerscheinungen machte.

Die Gliederung der Untersuchung ist tief und differenziert. Nachdem zunächst auf etwa 120 Seiten (S. 49-167) „das potentielle Produktionsspektrum: der agrartechnische Standard in Schleswig-Holstein um 1800 und seine Entwicklung bis 1867“ nachgezeichnet werden (es werden Bodenbearbeitungs-, Saat-, Ernte- und Drusch- sowie Kornreinigungsgeräte, Häckselschneider und Transportmittel eingehend und in regionaler Differenzierung gewürdigt), geht es im Hauptteil um „die nicht-industriellen Betriebsformen“ (S. 169-454). Hier werden zunächst das bäuerliche Hauswerk und die Klüterei behandelt (S. 171-207). Der Pflugmacherei, die Olav Vollstedt für „eine schleswig-holsteinische Sonderform des ländlichen Professionismus“ hält, wird ein kleines eigenes Kapitel gewidmet (S. 208-217). Breiter sind seine Ausführung zu den „Sensenschmieden und -hämmern, Schleifmühlen, Kesselhändlern und Westfälingern“, also der „Produktion und Distribution von ... schneidenden landwirtschaftlichen Geräten“ (S. 218-

277). Den weitaus größten Teil aber nimmt seine Darstellung der „handwerklichen Produktion landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen ... in vor- und frühindustrieller Zeit“ ein (S. 278-454). Hier untersucht er besonders den Einfluß der Gewerbepolitik auf die Handwerksentwicklung und die Produzenten (Grob- und Hufschmiede, Stellmacher, Tischler, Schlosser, Mühlenbauer, Mechaniker, Maschinenbauer, Zimmerleute und Drechsler); bei letzteren unterscheidet er jeweils das tradierte Tätigkeitsfeld von der Produktion moderner Agrartechnik und gibt einen Überblick über die Bestandsentwicklung.

Folgende Resultate lassen sich aus Olav Vollstedts Schlußbemerkungen ziehen:

- Es waren vor allem die marktorientierten Bauern und die Gutseigentümer, -pächter und -inspektoren, die sich als innovationsfreudig erwiesen.
- Frühe Innovationsanstöße kamen aus Großbritannien, und zwar bis 1850 zumeist über das Königreich Dänemark, danach aus dem südeuropäischen Deutschland.
- Landwirtschaftliche Schneidewaren wurden ganz überwiegend aus mehreren protoindustriellen Produktionsgebieten eingeführt.
- Die nicht-industrielle Produktion landwirtschaftlicher Produktionsmittel weist eine größere Vielfalt auf als erwartet.
- Die Landgebiete versorgten sich bis zum Vordringen von Eisengießereien und Maschinenbauanstalten weitgehend selbst mit agraren Produktionsmitteln (Ausnahme: Schneidewaren). über den lokalen Rahmen hinaus produzierten nur sehr wenige Professionisten
- Bis 1870 reichte die durchschnittliche fachliche Qualifikation der ländlichen Gerätschaftshandwerker noch nicht zur Produktion moderner Pflüge in akzeptabler Qualität und ausreichender Quantität aus.
- Gewinner der technischen Entwicklung auf dem Agrarsektor waren Tischler und Schlosser, Verlierer die Stellmacher. Schmiede nahmen hier eine führende, aber keine dominierende Stellung mehr ein. Maschinenbauer und Mechaniker gewinnen erst in der hochindustriellen Phase an Bedeutung.
- Die Gewerbepolitik behinderte - stärker in Holstein als in Schleswig - die Entwicklung großgewerblicher Anlagen

Abschließend stellt Olav Vollstedt fest, daß sich der Anteil der Betriebsform Handwerk an der Produktion moderner landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen höchstwahrscheinlich nie genau feststellen lassen wird; er könnte näher bestimmt werden durch eine Untersuchung der industriellen Produktion und deren Einfluß.

Mir scheint, daß mit der enorm fleißig recherchierten und zuverlässig komponierten Arbeit ein wichtiger Baustein für die Wirtschaftsgeschichte der Elbherzogtümer geliefert wurde. Einwände substantieller Art vermag ich nicht vorzubringen, außer vielleicht dem, daß eine stärkere Berücksichtigung bäuerlicher Wirtschaftsbücher mancherorts vertiefend gewirkt hätte. Auch die Zahl der Druckfehler ist erstaunlich niedrig, was für

besondere Sorgfalt des Autors spricht. Daß einige sprachliche Wendungen („nichtsdestotrotz“, „Auseinanderdifferenzierung“, „Fehmarneraner“, „trotzdem“ statt „obwohl“) ungeschön wirken, muß man verkraften. Daß aber bei einem solchen Werk ein Orts- und Personenindex fehlt (von einem Sachindex konnte man bei der Tiefe der Gliederung wohl absehen), finde ich sehr bedauerlich; er hätte die spätere Benutzung sehr erleichtert. Olav Vollstedt beglückwünsche ich zu dieser Arbeit; möge sich ein ähnlich engagierter und qualifizierter Bearbeiter für die Frage der industriellen Agrarproduktionsmittelherstellung in den Herzogtümern finden.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Hamburg

Gesucht - Gefunden

Suche

Kunstkalender Schleswig-Holstein

Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch

aller Jahrgänge. Angebote bitte an Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel. 04302/279.



Notizen